



George R.R. Martin

Im Haus des Wurms

Scan: dago33  
Korrektur: iome

Version 1.0, März 2003

Dieses ebook ist nicht zum Verkauf  
bestimmt

»Nackt, von einem Feuerkranz umgeben, trudelte sie durch das All. Sie atmete nicht mehr. Aber sie lebte. Eine Symbiose von Mensch und Finsterling, ein Ding aus Materie und Energie, ein Alien, ein neugeborenes Wesen mit dem Verstand eines Menschen und der Geschwindigkeit eines Finsterlings. Melissa gab es nicht mehr. Er brannte darauf, zu ihr zu kommen. Lächelnd lockte sie ihn. Ein Finsterling war auch für ihn da. Brand würde in ihn hineintauchen, fusionieren, um mit Melissa zu den Sternen zu fliegen, schneller als jedes Raumschiff, schneller als Licht. Die Galaxis gehörte ihnen. Vielleicht sogar das Universum.«

George R.R. Martin, der für seine Erzählungen und Novellen mehrfach mit dem begehrten HUGO-Award ausgezeichnet wurde, gehört zu den wichtigsten Vertretern der modernen amerikanischen Science Fiction. Seine neuesten Stories, in diesem Band vereint, handeln von der fernen Zukunft und dem Menschen, der sich an eine phantastische Umgebung angepaßt hat, ohne sich in ihr zurechtzufinden.

Science Fiction  
Lektorat: Ronald M. Hahn  
Ullstein Buch Nr. 31104  
im Verlag Ullstein GmbH,  
Frankfurt/M – Berlin – Wien  
Titel der Originalausgabe:  
SANDKINGS (1. Teil)  
Aus dem Amerikanischen übersetzt  
von Marcel Bieger/Michael Windgassen

Umschlagentwurf: Hansbernd Lindemann  
Umschlagillustration: Clyde Caldwell  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright ©1981 by  
George R. R. Martin  
Übersetzung: Copyrightvermerke am  
Ende des Bandes  
Printed in Germany 1985  
Gesamtherstellung:  
Eisnerdruck GmbH, Berlin  
ISBN 3 548 311040

Juli 1985

CIP-Kurztitelaufnahme  
der Deutschen Bibliothek

**Martin, George R. R.:**  
Im Haus des Wurms: Stories/George R. R.  
Martin. [Aus d. Amerikan. übers, von  
Marcel Bieger; Michael Windgassen]. —  
Frankfurt/M; Berlin; Wien: Ullstein, 1985.  
(Ullstein-Buch; Nr. 31104:  
Science-fiction)  
Einheitssacht.: Sandkings <dt.>  
Teilausg.  
ISBN 3-548-31104-0

NE:GT

George  
R. R. Martin

Im Haus  
des Wurms

Stories

Science Fiction

Für  
SUE KELLEY  
die bei Talbott's unseren gesamten  
Krautsalat gefuttert hat  
und mich Lachen, Weinen und Leben lehrte

## INHALT

Im Haus des Wurms  
(IN THE HOUSE OF THE WORM)  
6

Bitterblumen  
(BITTERBLOOMS)  
88

Die Unzertrennlichen  
(FAST-FRIEND)  
131

## Im Haus des Wurms

Vor undenklichen Zeiten war das Haus des Wurms in Verfall geraten. Das schien nur allzu natürlich, denn Verfall ist lediglich ein anderer Name für den Weißen Wurm. Die *Yaga-la-hai*, die Kinder des Wurms, lächelten darüber und ließen sich von ihrem gewohnten Lebenswandel nicht abbringen, obwohl ihre Zahl von Jahr zu Jahr abnahm, die Gobelins an den Wänden der endlosen Höhlengänge verrotteten, das Fleisch knapp wurde und selbst die Felsen zu Staub zerfielen. In den oberen Höhlen mit den schmalen Fensterschächten, durch die die düstere Röte der aufgeblähten, sterbenden Sonne flutete, lebten und starben die Kinder des Wurms. Sie sorgten dafür, daß die Fackeln brannten, feierten Maskenbälle und schlugen das Zeichen des Wurms, wenn sie in die fensterlosen, finsternen Tunnel kamen, wo die Grauns, wie man sagte, murrend auf der Lauer lagen. (Die Hallen und Höhlen im Hause des Wurms galten als so tief und unergründlich wie der schwarze Himmel darüber, und nur ein kleiner Teil der zahllosen, uralten Kammern wurde von den *Yaga-la-hai* in Besitz gehalten.)

Am Ende, so glaubten die Kinder des Wurms, würde der Weiße Wurm zu ihnen kommen, aber er kriecht äußerst langsam, und während des lang andauernden Verfalls, der helle, kranke Farben der Fäulnis malte, ließen sich herrliche Feste feiern. In dieser Haltung wurden sie von dem regierenden Menschworm und seinen bronzenen Rittern sowie durch eine Jahrhunderte alte Tradition bestärkt. So überlebte das Haus des Wurms, trotz der kriechenden Gefahr durch die Grauns von unten und trotz der ausbrennenden Sonne von oben.

Alle vier Jahre trafen sich die klügsten, gewitztesten und adeligsten *Yaga-la-hais* in der Kammer des Obsidians, um die Sonne zu betrachten und unter ihren sterbenden Strahlen zu feiern. Dieser Saal war der geeignetste Ort für ein so großartiges Fest. Er lag an höchster Stelle im Hause des Wurms, und alle Höhlen, die in ihn mündeten, führten steil nach oben. Boden und Decken sowie drei Wände des Saales bestanden aus Platten geschmolzenen Obsidians, so glänzend wie ein Spiegel und so kalt und schwarz wie der Tod. In den vier Jahren, die zwischen diesen Sonnenmaskeraden lagen, putzten und polierten Kinder des Wurms von niederer Herkunft, die sogenannten Fackelpfleger, mit unermüdlichem Fleiß den Saal. Und wenn die bronzenen Ritter kamen und die Fackeln anzündeten, reflektierte das Licht im schwarzen Glas um sie herum. Dann versammelten sich die Gäste zu Hunderten, alle in bunten Kostümen und phantasievollen Masken, und der Obsidian verzerrte ihre hellen Gesichter und anmutigen Gestalten, so daß der Eindruck entstand, als tanze eine wilde Schar von Dämonen in einer großen schwarzen Flasche.

Aber da war noch das Fenster in der Kammer des Obsidians. Es füllte die ganze vierte Wand aus und bildete den Hintergrund für die mit Sand gefüllte Mulde, in der sich der Menschwurm ringelte. Das Fenster war kristallklar, und doch stärker als alles bekannte Glas. Im ganzen Haus des Wurms gab es nirgendwo ein vergleichbares Fenster. Hinter der gewaltigen Scheibe erstreckte sich eine öde, windstille Ebene, nichts als Dunkelheit und Leere. Nur am Horizont ragten die Umrisse zerbröckelnder Steinberge oder Ruinen auf. Genaueres ließ sich nicht erkennen, das Licht war zu

schwach.

Die Sonne nahm den halben Himmel ein. Sie überspannte den Horizont von einem Ende zum anderen und berührte mit ihrem Scheitelpunkt den Zenit. Darüber dehnte sich der Himmel aus, dessen Schwärze nur von einer Handvoll Sterne durchbrochen wurde. Die Sonne hatte die Farbe von Asche, und nur an einigen Stellen schien noch Leben in ihr zu stecken. Glühende Ströme schlängelten sich wie feurige Venen über ihr müdes Gesicht. Früher einmal, als die Kinder des Wurms noch mit den Teleskopen herumgespielt hatten, war ihr Interesse an der Sonne größer gewesen. Die Namen, die sie den einzelnen Feuerkanälen gegeben hatten, waren längst vergessen. Da, wo die Ströme ineinander mündeten, brodelten gelbrote Seen, und an einigen Stellen pulsierte tiefrotes Licht unter der dunklen Aschenkruste. Am meisten beeindruckten aber die Seen, die beiden riesigen Ozeane, die mit jedem Maskenball kleiner und dunkler wurden. Von dem einen war nur ein Ausläufer am Rand der Scheibe zu erkennen, der andere brannte in der Sonnenmitte und ließ die Silhouetten der Ruinen am Horizont deutlich hervorspringen.

Von Mittag an, wenn die Sonnenmaskerade begann (die Zeiten waren willkürlich gesetzt, da sich Tag und Nacht kaum voneinander unterschieden), bis Mitternacht trugen alle Festgäste Masken, selbst der Menschwurm. Lange Vorhänge aus schwerem, rotem Samt waren für diese Zeit vor das Fenster gezogen worden, um die Sonne zu verbergen. Schweigende Fackelpfleger brachten auf schwarzen, eisernen Tablets das Festessen, das an einer langen Tafel serviert wurde: schwere Champignons in Cremesauce, raffiniert aromatisierte Boviste, winzige Larven mit Speck umwickelt, grüner Wein, in dem sich

lebendige Gewürzwürmer kringelten, gebratene Kriechtiere und Höhlenferkel aus der königlichen Speisekammer des Menschwurms, heißes Pilzbrot und Tausende anderer Delikatessen. Manchmal, wenn das Glück hold war, wurde als Höhepunkt des Mahls ein pummeliges, sechsgliedriges Graunkind (oder zwei!) aufgetragen. Am liebsten mochte man das mit äußerster Sorgfalt zubereitete weiße und saftige Fleisch von Grauns, die die Pubertät noch nicht erreicht hatten. Die Gäste aßen jedesmal, bis sie nicht mehr konnten, scherzten und lachten hinter ihren Schleiern und Dominos und tanzten Stunden um Stunden unter den Fackeln, während die spiegelnden Flächen von Wänden und Decke ihre Bewegungen vexierten. Um Mitternacht wurde mit der Demaskierung begonnen. Und wenn alle ihre Gesichter enthüllt hatten, trugen die bronzenen Ritter den regierenden Menschwurm zur vierten Wand, wo er den Vorhang an einem Seilzug öffnete (falls ihm noch Hände geblieben waren - wenn nicht, so besorgten das die Ritter), um den Blick auf die Sonne freizugeben.

Der Menschwurm in diesem Jahr war Vermentor II. Als vierzehnter Herrscher seines Geschlechts regierte er von der Hohen Höhle im Haus des Wurms nun schon seit zwölf Jahren über die *Yaga-la-hai*. Bald würde seine Zeit ablaufen, denn die Priesterchirurgen hatten ihre heilige Arbeit an ihm fast abgeschlossen. Außer dem menschlichen Kopf, der schlaff auf dem sehnigen, zuckenden Torso des Menschwurms saß, war nichts, das noch hätte purifiziert werden müssen. Bald würde er eins sein mit dem Weißen Wurm. Sein Sohn hielt sich für die Nachfolge schon bereit.

Groff, der bronzene, schwer gepanzerte Ritter, trug Vermentor ans Fenster, öffnete für ihn den samtene

Vorhang und enthüllte die Sonne, während der Menschwurm den alten rituellen Gesang anstimmte und die Kinder des Wurms näher kamen.

Annelyn, umringt von Freunden und Anhängern, stand, wie nicht anders zu erwarten, in vorderster Reihe. Annelyn nahm immer eine hervorragende Position ein. Er war ein schlanker, prächtiger junger Mann, groß und anmutig. Alle hochgeborenen *Yaga-la-hai* hatten eine weiche, mokkafarbene Haut, aber die von Annelyn war die weichste überhaupt. Die meisten seiner Gefährten hatten blondes oder rotblondes Haar, aber das von Annelyn war vom hellsten Gelbgold. Es krönte sein Haupt in fein gelegten Locken. Viele Kinder des Wurms hatten blaue Augen, aber keine waren so blau und tief wie die von Annelyn.

Als die Vorhänge zurückgezogen waren, meldete er sich als erster zu Wort. »Die schwarzen Stellen wachsen«, beobachtete er. Seine Stimme war hell und klar. »Bald werden wir die Vorhänge nicht mehr brauchen. Die Sonne maskiert sich selbst.« Er lachte.

»Sie stirbt«, sagte Vermyllar, ein hagerer Junge mit hohlen Wangen und flachsgelbem Haar. Er machte sich immer zuviel Sorgen. »Mein Großvater sagte mir, daß es einmal eine Zeit gab, als die schwarzen Flächen noch rot glühten und die Seen und Flüsse so grell leuchteten, daß man kaum hinsehen konnte.« Vermyllars Großvater war der zweite Sohn eines Menschwurms gewesen und hatte viel von seinem Wissen an seinen Enkel weitergeben können.

»Vielleicht war es einmal so«, sagte Annelyn, »aber ich wette, nicht zu seiner Zeit, vielleicht nicht mal zur Zeit *seines* Großvaters.« Annelyn stammte zwar nicht aus der Linie eines Menschwurms und verfügte über keine

heimlichen Quellen, aus denen er sein Wissen bezog, aber trotzdem war er immer sehr von sich überzeugt, und seine Freunde – Vermyllar, der stämmige Riess und die schöne Caralee – hielten ihn für den klügsten und scharfsinnigsten Mann, den es gab. Er hatte nämlich einmal einen Graun getötet.

»Macht es dir nichts aus, daß die Sonne stirbt?« fragte Caralee und warf ihre blonden Locken zurück, als sie sich Annelyn zuwandte. Sie hätte Annelyns Zwillingsschwester sein können, so sehr glich sie ihm. Vielleicht war das der Grund, warum er sie so verehrte. »Hast du keine Angst, daß die Höhlen kälter werden?«

Annelyn lachte, und Riess lachte mit ihm. (Riess lachte *immer*, wenn Annelyn lachte, aber Annelyn vermutete, daß der fette Junge selten einen seiner Witze verstand.) »Die Sonne lag schon im Sterben, lange bevor ich ins Haus des Wurms kam, und sie wird immer noch sterben, wenn ich längst wieder gegangen bin«, sagte er und drehte dem Fenster den Rücken zu. Er sah großartig aus in seinem Kostüm aus blauer Seide und Spinnengrau. Über der Brust war das Theta-Zeichen eingestickt.

»Und was die Kälte anbelangt«, fuhr Annelyn fort, als er mit den Freunden zurück zur Festtafel ging, »so glaube ich nicht, daß die alte Sonne irgend etwas mit Wärme zu tun hat.«

»Das hat sie doch«, entgegnete Vermyllar, der sich als Champignonzüchter verkleidet hatte und braune Lumpen trug. Er und Caralee gingen im Gleichschritt mit Annelyn über den blanken Obsidian, der ihre raschen Bewegungen spiegelte. Riess konnte nicht mithalten. Er hatte sich als bronzenener Ritter verkleidet und keuchte unter der Last des imitierten Waffenrocks.

»Hat dir das dein Großvater gesagt?« fragte Annelyn.

Riess lachte.

»Nein«, sagte Vermyllar und runzelte die Stirn. »Aber siehst du nicht, Annelyn, wie die Sonne einer heißen Kohle gleicht, die aus einem Kamin gestohlen wurde?«

»Vielleicht«, antwortete Annelyn. Er blieb neben der Weinbowle stehen und füllte zwei Kristallkelche mit schwerem, grünem Wein. Dann fischte er in der Bowle nach zwei Würmern, die sich ineinander verknotet hatten, und löffelte sie in Caralees Getränk. Sie lächelte über den unzweideutigen Antrag, als er ihr das Glas reichte. Das zweite Glas, in dem nur ein Wurm schwamm, trank er selbst und wandte sich wieder Vermyllar zu.

»Wenn die Sonne nichts als ein großes Stück Kohle ist«, sagte Annelyn, »brauchen wir uns keine Sorgen zu machen. Wir haben nämlich noch eine Menge kleinerer Kohlestücke auf Lager, und die Fackelträger können für Nachschub aus den Minen sorgen.«

Riess kicherte. Er hatte den Ritterhelm auf den Tisch gelegt und aß von einem Teller voll gewürzter Spinnen.

»Vielleicht hast du recht«, sagte Vermyllar. »Aber damit gibst du zu, daß die Sonne eine Kohle ist und dazu beiträgt, daß die Höhlen warm bleiben.«

»Nein«, sagte Annelyn. »Ich habe nur eine Mutmaßung angestellt. Tatsächlich halte ich die Sonne bloß für eine Art Ornament, die der Weiße Wurm in den Himmel gesetzt hat, damit wir Licht und einen Anlaß für Maskenbälle haben.«

Plötzlich wurden die drei Freunde von einem lauten, rauhen Lachen aufgeschreckt. Annelyns Lächeln verwandelte sich abrupt in Stirnrunzeln, als er merkte, daß dieses Lachen nicht seinem Witz sondern *ihm* galt. Er stand auf und sah sich verärgert um.

Als er jedoch erkannte, wer da über ihn lachte, hob er

lediglich seinen Kelch (und eine zierliche, blonde Augenbraue) und prostete seinem Gegenüber spöttisch zu.

Der Fleischbeschaffer (so wurde er genannt – bei seinem wirklichen Namen, wenn er einen hatte, nannte man ihn nie) brach das Lachen ab, und sofort entstand eine peinliche Stille. Er war klein und stämmig, einen Kopf kleiner als Annelyn und mit seinem glatten weißen Haar, seiner fleckigen, schmutzigbraunen Haut und breiten, flachen Nase häßlicher als jeder andere *Yaga-la-hai*. Sein vom Fackellicht rot getöntes Zerrbild im Spiegel der Wände war größer und hübscher als in Wirklichkeit.

Er war allein und unkostümiert zur Sonnenmaskerade gekommen und wirkte schrecklich fehl am Platz. Den Eintritt hatte man ihm nur deshalb gewährt, weil er ein Graunkind anbieten konnte. Statt eines Kostüms trug er seinen gewohnten Anzug aus milchweißem Leder, zusammengenäht aus Häuten toter Grauns. Über dem Anzug hing ein farbloses Cape aus gewebtem Graunhaar. Im Hause des Wurms war seine großspurige Art allseits bekannt. Er trug die Häute und Haare seiner Graunopfer auf dem Körper zur Schau und brüstete sich damit, als Fleischbeschaffer allein in die tiefen, fensterlosen Höhlen vorzudringen.

Caralee sah ihn neugierig an. »Warum hast du gelacht?« fragte sie.

»Weil dein Freund komisch ist«, antwortete er. Seine Stimme klang heiser und kratzig. Annelyn war ein wenig empört, von einem so heruntergekommenen Mann, der dazu noch in der Weise der Fackelpfleger sprach, beleidigt zu werden. Schaulustige hatten sich mittlerweile um die kleine Gruppe versammelt. Die *Yaga-la-hai*

liebten das Ungewöhnliche, und der Fleischbeschaffer war besonders ungewöhnlich. Außerdem hatte man lange genug die Sonne betrachtet.

»Es freut mich immer zu hören, daß mein Witz geschätzt wird«, sagte Annelyn und versuchte so, die versteckte Beleidigung des Fleischbringers in ein Kompliment umzumünzen.

»Ich mag Witz«, sagte der Fleischbringer. »Aber leider trifft man ihn nur zu selten an. Dieser Maskenball ist völlig ohne Witz.«

Er hat keinen Sinn für das Subtile, dachte Annelyn. »Vielleicht hast du eher Geschmack an den ausgelassenen Scherzen der Grauns.«

Riess kicherte, und der Fleischbeschaffer grinste ihm hämisch zu. »Die Grauns haben mehr Witz als deine einfältigen Freunde - und mehr Wissen als du.«

Im Hintergrund war unterdrücktes Gelächter zu vernehmen. Ob es den absurden Worten des Fleischbeschaffers galt oder seiner Beleidigung, wußte Annelyn nicht einzuschätzen. »Du kennst also Graungeheimnisse, ja?« sagte er betont heiter.

»Ja, sie haben Geheimnisse, und ich kenne sie. Darüber hinaus weiß ich noch einiges mehr.«

»Die Grauns sind Tiere«, schaltete sich Vermyllar ein.

»So wie du«, entgegnete der Fleischbeschaffer.

Vermyllar errötete. »Heute nacht trage ich Lumpen, aber nur zur Verkleidung. Mein Großvater war der Sohn eines Menschwurms.«

»Schön für deinen Großvater«, sagte der Fleischbeschaffer.

Diesmal lachte Caralee. Annelyn war schockiert darüber, daß sie solche Grobheiten amüsam fand. »Du machst dich über Ehrentitel lustig?« sagte er. »Über das

große Wissen? Über Verantwortung?«

»Ich trage größere Verantwortung«, sagte der Fleischbeschaffer gelassen. »So wie alle, die in die Tiefe gehen und Graunfleisch besorgen. Der Menschwurm kümmert sich bloß um ein paar muffige Riten, die keiner versteht. Und was sein großes Wissen angeht – auch davon habe ich mehr. Die *Yaga-la-hai* haben keine Ahnung von dem, was im Hause des Wurms geschieht. Und *Ehre!*« Er deutete mit der Hand zum Fenster. Groff stand immer noch unbeweglich da in seiner kunstvoll gearbeiteten, rostfarbenen Rüstung und trug den Menschwurm auf den Armen. Ein anderer bronzener Ritter zog die Vorhänge zu. Der Tanz hatte mittlerweile wieder eingesetzt.

»Was ist damit?« wollte Annelyn wissen.

»Die Ehre ist nichts weiter als ein scheußlicher Schmerz«, sagte der Fleischbeschaffer, und wie zur Bestätigung hob der Menschwurm plötzlich den Kopf, und der weiße Rumpf fing wild in Groffs Armen zu zucken an. »Immer und immer wieder wird dieser Mann unters Messer gebracht, und jedesmal bleibt weniger von ihm übrig. Am Ende stehen völlige Verunstaltung und Tod. Ehre?«

Die Zuhörer, die sich um sie herum versammelt hatten, blickten irritiert auf. Nur wenigen von ihnen waren die lästerlichen Reden des Fleischbeschaffers schon vorher zu Ohren gekommen. »Der Menschwurm vollzieht den Akt der Läuterung und Reinigung«, sagte Riess. (Er gab sich zwar oft fortschrittlich, war aber im Grunde dumm und engstirnig, und alle wußten es.) »Er wird bald eins mit dem Weißen Wurm sein.«

Annelyn brachte ihn mit einem Blick zum Schweigen. Er hielt sich selbst für eine kritische Person und hatte ein

Faible für schockierende Bemerkungen. »Vielleicht ist das, was du über die Ehre sagst, gar nicht so falsch«, sagte er zu dem Fleischbeschaffer. »Freidenker wie ich haben auch schon diesen Wert in Frage gestellt, aber...«

Der Fleischbeschaffer warf den Kopf in den Nacken und brüllte vor Lachen. Annelyns Gesicht wurde dunkelrot. Er versuchte krampfhaft, Fassung zu bewahren, und kippte mit einem Schluck den Wein hinunter – mitsamt Wurm.

»*Freidenker!*« prustete der Fleischbeschaffer schließlich, als sein Lachen abnahm. »Ich bezweifle, daß du jemals einen freien Gedanken gehabt hast. Du bist nichts, weniger noch als der Menschwurm.«

Er stieß Annelyn zur Seite und schenkte sich selbst Wein in einen Kelch ein.

»Ich habe einen Graun getötet«, sagte Annelyn voreilig und bereute sogleich, daß er sich zu diesem Satz hatte provozieren lassen.

Der Fleischbeschaffer warf nur einen spöttischen Blick über die Schulter und grinste, und *alle* fingen an zu lachen. Ein Kommentar war überflüssig. Jeder wußte, daß der Fleischbeschaffer nicht nur einen, sondern wahrscheinlich hundert Grauns getötet hatte. Selbst Caralee stimmte mit in das allgemeine Gelächter ein, und nur Vermyllar und Riess hielten sich aus Verlegenheit zurück. Obwohl er größer war, hatte Annelyn den Eindruck, als überrage ihn der Fleischbeschaffer um Haupteslänge. Annelyn senkte den Blick und sah auf sein verschämtes, verzerrtes Spiegelbild im kalten Obsidian des Bodens.

Der Fleischbeschaffer musterte Caralee und fand offensichtlich Geschmack an ihr. »Komm zu mir ins Bett heut nacht«, sagte er plötzlich in der unverhohlenen Art

der Fackelpfleger. Scham war ihm fremd. Annelyn blickte empört auf. Caralee trug wie er #Blau-und-Spinnengrau. Es war klar, daß sie zusammengehörten. Außerdem hatte er ihr den Kelch mit den sich paarenden Würmern gegeben!

Caralee sah Annelyn kurz an, kehrte ihm mit einem Schlenker ihrer hellen Locken den Rücken zu und sagte: »Ja.« Ihre Stimme klang erregt. Der Fleischbeschaffer führte sie auf den riesigen schwarzen Spiegel der Tanzfläche, und gemeinsam glitten und wirbelten sie im uralten, beschwingten Tanzstil der *Yaga-la-hai* über den Boden.

»Er demütigt uns«, sagte Annelyn wütend zu Vermyllar und Riess, während er zusah, wie der Fleischbeschaffer die anmutigen Bewegungen Caralees nachzuäffen versuchte.

»Wir sollten uns an den Menschwurm wenden«, schlug Vermyllar vor.

Riess sagte nichts, aber sein Gesicht war wutverzerrt, als er die Hand nach einer weiteren gewürzten Spinne ausstreckte.

»Nein«, sagte Annelyn. Er blickte über das farbenprächtige Gewimmel der Tänzer und sah, daß Groff den Menschwurm in die Sandgrube zurückgelegt hatte. Gedrungene Fackelpfleger gingen am Rand der Kammer entlang und löschten einen Großteil der Beleuchtung. Dunkle Schatten fielen über den Obsidian. Die hellen Reflexe im Glas verwandelten sich in schummrige Licht. In den finsternen Winkeln hatten ein paar verwegene Pärchen bereits mit der Demaskierung der Körper begonnen. Andere folgten bald ihrem Beispiel. Annelyn hatte sich vorgenommen, Caralee zu entkleiden. Jetzt war er allein.

»Warum nicht?« fragte Vermyllar. »Du hast gehört, was der Fleischbeschaffer gesagt hat. Er nannte mich ein Tier, wo ich doch der Enkel eines Mannes bin, der Menschwurm hätte sein können.«

Annelyn brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Du wirst deine Rache bekommen«, sagte er. »Aber ich bestimme, auf welche Weise du dich rächst.« Seine blauen Augen starrten durch den Raum. Der Fleischbeschaffer zog Caralee in einen dunklen Winkel. »Das bestimme ganz allein ich«, wiederholte er. Dann sagte er: »Kommt.« Und gemeinsam verließen sie den Saal.

Früh am Morgen trafen sie sich im Staub und Moder eines nur selten begangenen Tunnels, der die meisten Haupthöhlen der *Yaga-la-hai* miteinander verband, bevor er in endlose Tiefen hinabführte. Annelyn war als erster zur Stelle. Er hatte sich in glänzendes Schwarz gehüllt. Eine Kapuze bedeckte sein helles Haar. Das einzige Zugeständnis an seine Eitelkeit war ein mit goldenem Faden auf die Brust gesticktes Theta. Hinter einem schwarzen Strick, den er sich um die Taille gebunden hatte, steckten ein Rapier und ein Stilett.

Kurze Zeit später tauchte auch Riess auf. Er trug ein eng sitzendes Panzerhemd aus Eisen und Leder sowie einen schweren Umhang aus Spinnengrau. Er und Annelyn setzten sich auf den Steinboden vor einen finsternen Schacht, aus dem heiße, feuchte Luft durch ein rostiges Gitter wehte. Spärliches Licht spendeten vereinzelte Fackeln, die in bronzenen Halterungen an den Wänden steckten. Durch schmale Fensterschlitze in der Decke, zwanzig Fuß über ihren Köpfen, fielen düstere, rote Strahlen. Als Kind hatte Annelyn einmal aus

herumliegenden Gegenständen ein Podest gebaut, um aus einem dieser Fenster hinausblicken zu können. Aber er hatte nichts sehen können – das Glas, das bündig mit der Steinwand abschloß, war mehr als eine Armspanne stark. Ein Glück, daß überhaupt noch etwas Licht hindurchscheinen konnte.

Vermyllar kam spät. Annelyn hockte mit verschränkten Beinen auf dem Boden. Seine Augen waren auf die Wandteppiche gerichtet, deren Motive einen fleckigen Grauton angenommen hatten. Riess war sehr aufgeregt. Er redete darüber, wie der Fleischbeschaffer gefoltert werden könnte. »Wenn wir ihn schnappen, sollten wir ihn an den Füßen aufhängen«, schlug der stämmige Bursche vor. »Dann könnten wir von den Priesterchirurgen einen Topf Blutwürmer kaufen, seinen Körper damit bespicken und ihn aussaugen lassen.«

Annelyn hörte ihm zu, ohne ein Wort zu sagen, und schließlich erschien Vermyllar. Er war schwarz und grau gekleidet, trug eine Fackel und einen langen Dolch. Die beiden anderen sprangen auf, um ihn zu begrüßen.

»Ich wäre besser nicht gekommen«, sagte Vermyllar. Er wirkte sehr nervös, schien sich aber in Gegenwart seiner Freunde ein wenig zu entspannen. »Ich bin der Urenkel eines Menschwurms«, fuhr er fort und schob den Dolch in die Scheide, nachdem er Riess die Fackel gegeben hatte, »und ich sollte weniger auf dich hören, Annelyn. Die Grauns werden uns noch fressen.«

»Der Fleischbeschaffer wird auch nicht von Grauns gefressen, und er ist allein. Wir aber sind zu dritt«, sagte Annelyn. Er machte sich auf den Weg, dem fensterlosen Teil des Ganges entgegen, wo keine roten Strahlen mehr ins Steingewölbe fielen. Die anderen folgten ihm.

»Bist du sicher, daß er hierherkommt?« fragte

Vermyllar. Sie kamen an einem der quadratischen, dunklen Luftschächte vorbei, und ihre Kleider flatterten und wehten in der warmen Strömung. Vermyllar zeigte in die Öffnung. »Vielleicht klettert er durch einen dieser Schächte nach unten, um zu den Grauns zu gelangen.«

»Sie sind sehr steil und heiß«, antwortete Annelyn. »Ginge er da hinunter, würde er bestimmt abstürzen oder ersticken. Außerdem hat man den Fleischbeschaffer schon oft diesen Tunnel entlanggehen sehen. Das weiß ich von den Fackelträgern.«

Sie ließen das letzte Fenster hinter sich. Der Tunnel führte jetzt nach unten, das Deckengewölbe war nicht mehr zu erkennen. Vermyllar blieb stehen.

»Grauns«, sagte er. »Annelyn, da unten sind *Grauns*. Wir sollen umkehren.« Er fuhr mit der Zunge über die Lippen.

»Ich habe schon einen Graun getötet«, rief ihm Annelyn ins Gedächtnis zurück. »Außerdem ist alles schon genau besprochen. Wir haben eine Fackel und eine Menge Streichhölzer. An der Tunnelwand hängen noch viele alte Fackeln, und die können wir alle anzünden. Ganz davon abgesehen, die Grauns wagen sich nie so weit nach oben. In diesem Tunnel ist seit einer Ewigkeit kein Graun mehr gesehen worden.«

»Jeden Monat verschwinden ein paar Leute«, mahnte Vermyllar. »Champignonfarmer, Graunjäger, Kinder.«

Annelyn stimmte einen harscheren Ton an. »Graunjäger steigen auch viel tiefer hinab. Klar, daß sie hin und wieder gefangen werden. Und was die anderen betrifft, tja, wer weiß? Hast du Angst im Dunkeln?« Er stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf.

»Nein«, sagte Vermyllar und schloß wieder mit den beiden auf. Mit der Hand umklammerte er den

Dolchschaft.

Annelyn ging an die Wand, streckte den Arm aus und zog eine Fackel aus der bronzenen Halterung. Er entzündete sie an der Fackel, die Riess trug, und reichte sie Vermyllar. »Da«, sagte er, »komm jetzt.«

So gingen sie die dunkle, abschüssige Höhle entlang; vorbei an ausgefranst oder mit Pilzen überwucherten Wandbehängen; vorbei an einer endlosen Reihe von Fackelhalterungen, die in der Form einer Faust geschmiedet waren (jede zweite Faust war leer und nur in jeder fünfzigsten brannte eine Fackel); vorbei an zahllosen zugemauerten Tunnelmündungen und an solchen, deren Ziegelwände aufgebrochen oder zu Staub zerfallen waren; vorbei an der wannen Zugluft der Ventilationsschächte. Sie marschierten, ohne ein Wort zu sagen. Sie wußten, ihre Stimmen würden weit durch die Höhle hallen, und sie hofften, daß der Staub auf dem Boden den Schall ihrer Schritte dämpfte. Sie hatten längst das letzte Fenster aus den Augen verloren und eine Stunde Fußweg zurückgelegt. Schließlich erreichten sie das Ende des Tunnels. In der Wand vor ihnen klafften zwei Öffnungen, deren eiserne Tore sich schon vor langer Zeit in Rost aufgelöst hatten. Riess leuchtete mit der Fackel in einen dieser Torwege, sah aber nur ein schweres Kabel, das sich in die gähnende Tiefe eines dunklen Schachts hinunterwand. Erschrocken sprang er zurück und ließ dabei fast die Fackel fallen.

»Vorsicht«, warnte Annelyn.

»Was ist das?« fragte Riess.

»Vielleicht eine Falle«, meinte Vermyllar und leuchtete mit seiner Fackel in die zweite Toröffnung. Sie blickten auf eine Steintreppe, die steil nach unten abfiel. »Seht ihr? Hier waren einmal zwei Tore. Wenn ein Feind oder

ein Graun das falsche Tor erwischte, stürzte er durch den Schacht in den Tod. Ursprünglich diente der Schacht vielleicht als Luftkanal, später hat man dann das Tor angebracht.«

Annelyn stellte sich an die Seite von Riess. »Nein«, sagte er und blickte in die vermeintliche Falle. »Da hängt ein Seil, und außerdem ist der Schacht kalt.« Er schüttelte den Kopf. Die Kapuze rutschte ihm in den Nacken und enthüllte die hellen Locken, die im tanzenden Fackellicht schimmerten. »Wie dem auch sei«, sagte er. »Wir werden hier warten. Wenn wir noch tiefer steigen, kommen uns mit Sicherheit Grauns in die Quere. Außerdem weiß ich nicht, wohin die Treppe führt. Wir warten lieber, bis der Fleischbeschaffer aufkreuzt.«

»Was?« sagte Vermyllar irritiert. »Du willst ihn doch nicht hier erledigen?«

Annelyn lächelte. »Ha! Das wäre eine kindische Rache. Nein, wir werden ihm unauffällig bis tief in das Reich der Grauns folgen. So kommen wir all seinen Geheimnissen, den Gründen seiner Prahlerei auf die Spur. Wir werden erfahren, warum er immer und immer wieder mit Fleisch zurückkehrt, während andere Graunjäger verschwinden. *Dann* erst töten wir ihn.«

»Das ist doch nicht dein Ernst«, warf Riess ein, der mit offenem Mund zugehört hatte.

»Wir sind schon zu weit von den Fenstern entfernt«, sagte Vermyllar und machte Anstalten umzukehren.

Annelyn lachte hellauf. »Kindsköpfe«, sagte er. »Ich habe mich schon bis hierher gewagt, als ich erst halb so alt war wie heute. An dieser Stelle habe ich meinen Graun getötet.« Er zeigte auf die Toröffnung. »Da kam er auf vieren seiner Beine kriechend heraus. Ich hatte nur die Fackel bei mir, aber er schien überhaupt keine Angst

vor den Flammen zu haben.«

Vermyllar und Riess blickten auf den dunklen Treppenabsatz.

»Wirklich?« sagte eine Stimme im Hintergrund. Vermyllar ließ die Fackel fallen und zog den Dolch. Alle drei wirbelten herum.

Ein riesiger Mann mit rotem Bart und schwarzer Kleidung stand im Halbschatten der Höhle und starrte sie an. Auf der Schulter trug er eine bronzene Axt. Annelyn hätte ihn ohne seine Rüstung fast nicht wiedererkannt.

»Groff«, sagte er.

Der bronzene Ritter nickte. »Ich bin euch die ganze Zeit gefolgt. Ihr macht sehr viel Lärm.«

Keiner der drei antwortete. Vermyllar hob die Fackel auf.

»Ihr wollt also den Fleischbeschaffer umbringen«, sagte Groff.

»Ja«, antwortete Annelyn. »Versuch nicht, uns daran zu hindern, Groff. Ich weiß, der Fleischbeschaffer versorgt die *Yaga-la-hai* mit viel Graunfleisch, aber das werden wir auch können, wenn uns erst einmal sein Geheimnis bekannt ist. Der Menschwurm hat keinen Grund, ihn zu schützen.« Annelyn preßte entschlossen die Lippen zusammen.

Groff kicherte verhalten und nahm die schwere Axt von der Schulter. »Keine Angst, kleine Wurm Kinder. Ihr sollt eure Rache haben. Ich selbst bin geschickt worden, um den Fleischbeschaffer zu töten.«

»Was?« sagte Riess.

»Hat es der Menschwurm befohlen?« wollte Vermyllar wissen.

»Der Menschwurm denkt an nichts anderes als an seine Vereinigung mit dem Weißen Wurm«, sagte Groff. Er

setzte ein Lächeln auf. »Und an seinen Schmerz vielleicht. Vielleicht denkt er wirklich daran. Nein, seine Ratgeber haben mir den Befehl gegeben. Den Fleischbeschaffer umgeben zu viele Rätsel. Die Ratgeber vermuten, daß er kein richtiger *Yaga-la-hai* ist. Außerdem sind seine Manieren schlecht. Er ist häßlich, stört den Frieden und lügt. Darüber hinaus fällt uns schon seit längerem auf, daß immer weniger Graunjäger von ihren Beutezügen zurückkehren. Nur dem Fleischbeschaffer passiert nichts. Nun, *ich* habe auch einmal Grauns gejagt. Vielleicht bin ich nicht so tief hinabgestiegen wie der Fleischbeschaffer, der behauptet, bis an den Ort vorgestoßen zu sein, wo vor Millionen von Jahren ein Krieg zwischen den bronzenen Rittern und den Grauns stattgefunden hat. Soweit war ich nicht, aber ich bin schon über Graunwege gegangen, und ich habe keine Angst vor dunklen Höhlen.« Er blickte Annelyn an. »Bist du wirklich hier auf einen Graun gestoßen?«

Annelyn fühlte Groffs forschenden Blick auf seinem Gesicht. »Ja«, sagte er ein wenig zu schnell und fürchtete, Groff könne die Wahrheit wissen. Der Graun hatte röchelnd auf dem oberen Treppenabsatz gelegen, als Annelyn auf ihn gestoßen war. Der Junge hatte entsetzt zugehört, als durch die sechs schlaffen Glieder des Wesens ein letztes Zucken ging und die feuchten, eingefallenen Hauttaschen, die statt der Augen im Gesicht eines Grauns sitzen, wild auf und ab pulsierten. Als alles Leben aus dem Körper gewichen war, hatte Annelyn ihn mit der Fackel angekohlt und in die Höhlen der *Yaga-la-hai* gezerzt.

Groff schüttelte den Kopf. »Sie überqueren nur selten den Graunwall«, sagte der bronzene Ritter. »Während der letzten Jahre meiner Jägerei sind sie nicht einmal in die

Nähe des Walls gekommen. Der Fleischbeschaffer muß sich tatsächlich sehr weit hinunter wagen.« Er lächelte. »Aber das müssen wir jetzt auch.«

»Wir?« fragte Vermyllar.

Groff nickte. »Ich bin nicht abgeneigt, euch zu helfen. Annelyns Plan ist gut. Bevor wir den Fleischbeschaffer töten, werden wir seine Geheimnisse lüften.« Mit einer entschlossenen Geste schwang er die Axt. »Kommt, die Treppe hinunter!«

Pechschwarz und drohend gähnte die Toröffnung. Annelyn wurde nervös. Sein kühner Plan, ins Graunreich hinabzusteigen, sollte Riess und Vermyllar lediglich beeindrucken. Er hatte damit gerechnet, von den beiden überstimmt zu werden. Der Fleischbeschaffer wäre vielleicht *hier* im fensterlosen, aber sicheren Teil der Höhle zu überwältigen gewesen. Annelyn kannte sich hier noch aus. Aber tatsächlich nach *unten* zu gehen...

Es war Vermyllar, der protestierte. »Nein«, sagte er. »Ich gehe keinen Schritt tiefer.« Er sah Annelyn an. »Von mir aus kannst du, Groff oder auch Riess den Fleischbeschaffer töten. Ihr werdet auch ohne mich auskommen. Ich gehe zurück.«

»Los jetzt, die Treppe runter«, befahl Groff. »Desertiert wird nicht.«

Vermyllar blieb standhaft. »Mein Großvater ist ein Sohn des Menschwurms«, sagte er. »Ich lasse mich nicht herumkommandieren.« Er wandte sich Annelyn und Riess zu und schlug das Zeichen des Wurms. Dann machte er mit der Fackel in der Hand kehrt und ging den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Groff unternahm keine Anstalten, ihn aufzuhalten. »Die Treppe runter«, wiederholte er, als Vermyllar hinter einer Tunnelbiegung verschwunden war. Die beiden

Jungen gehorchten.

Hinunter. Die schrecklichste aller Richtungen. Hinunter. Dahin, wo die Grauns leben. Hinunter. Weg vom Licht. Trotzdem gingen sie, und Annelyn dachte daran, daß er Treppen noch nie hatte leiden können. Aber es tröstete ihn, daß Riess, der die Fak-ke! trug, vorangehen mußte.

Am Fuß der Treppe befand sich ein schmaler Absatz mit zwei zugemauerten Durchbrüchen, eine klaffende Öffnung, die in den kalten Luftschacht führte, und eine weitere Treppe. Hinunter. Und wieder eine neue Treppe. Hinunter. Danach *noch* eine Treppe.

Schließlich waren sie unten angelangt. »Mach die Fackel aus«, sagte Groff. Riess gehorchte.

Sie standen dicht beieinander vor einer schmalen Metallbrücke, die einen riesigen Kuppelsaal überspannte, der um etliches größer war als die Kammer des Obsidians. Weit über ihnen wölbte sich ein gewaltiges Dach aus Glasscheiben (jede einzelne so groß wie das Fenster vor der Grube des Menschwurms, dachte Annelyn). Die Scheiben saßen in einem Gitterwerk aus schwarzem Metall. Darüber zeichnete sich gespenstisch die Sonne ab - mit ihren Feuermeeren und Wüsten aus Asche.

Annelyn entdeckte noch andere Brücken – fünf an der Zahl, schmale, freischwebende Stege, die von einer schwarzen Wand zur anderen gespannt waren und über einen Teich führten, durch den zäh blubberndes Wasser strömte. Eine sechste, mittlerweile eingestürzte Brücke hing mit einem verdrehten Seilende in der schwarzen Brühe unter den dreien.

Da war ein Gestank. Streng, schwer, ekelhaft süß.

»Wo sind wir?« flüsterte Riess.

»In der Kammer des Letzten Lichts«, antwortete Groff ungehalten. »So wird sie jedenfalls in den Sagen der bronzenen Ritter genannt. Graunjäger nennen diesen Ort den Graunwall. Dies ist die letzte und tiefste Stelle, zu der die alte Sonne vordringt. Man sagt, daß der Weiße Wurm die Kammer geschaffen hat, um die Grauns von den Höhlen seiner Kinder fernzuhalten.«

Annelyn trat an das Brückengeländer. »Interessant«, meinte er betont beiläufig. »Gibt es für Grauns keinen anderen Weg, nach oben zu steigen?«

»Nicht mehr«, antwortete Groff. »Früher ja. Aber die bronzenen Ritter haben diese Zugänge mit Ziegeln und Blut versperrt. So sagt man.« Er deutete mit der Axt zu den Schatten auf der anderen Brückenseite. »Dorthin.«

Der Steg war schmal, gerade breit genug für eine Person. Annelyn ging zögernd voran und tastete haltsuchend nach dem Geländer. Das kleine, rostzerfressene Metallrohr gab unter dem Druck der Finger nach. Verblüfft blickte er auf die Reste in seiner Hand und warf sie in den träge bewegten Teich.

»Das kommt von der Feuchtigkeit«, sagte Groff ungerührt. »Die Brücke hat Rostlöcher, wir müssen bei jedem Schritt vorsichtig sein.« Seine Stimme klang ernst und gefaßt.

Angetrieben von Groffs Worten ging Annelyn weiter. Ängstlich tastete er sich mit den Füßen vor, hinweg über den glucksenden Abgrund dem düsteren, roten Licht entgegen. Die Brücke knarrte und vibrierte unter den Füßen, und mehr als einmal spürte Annelyn, wie der Boden nachzugeben drohte. Immer wieder mußte er einen Schritt zurückgehen und einen anderen Tritt ertasten. Riess folgte ihm und hielt sich krampfhaft an dem brüchigen Geländer fest. Groff ging sicher über die

Stellen, die die beiden Jungen vor ihm erprobt hatten.

Auf halbem Wege fing die Brücke an zu schwingen – zuerst langsam, aber dann immer heftiger. Annelyn blieb wie angewurzelt stehen, umklammerte den Handlauf und blickte sich nach Groff um.

Der bronzene Ritter fluchte. »Drei sind zuviel«, sagte er. »*Beeilt euch!*«

Annelyn ging, so schnell er nur konnte, weiter. Die Brücke geriet nun noch mehr in Schwingung. Er versuchte, noch einen Schritt dazuzulegen, und hörte die anderen hinter ihm hereilen. Plötzlich krachte und barst es an einer Stelle, ein Schrei gellte durch den Raum. Annelyn fing an zu laufen, nahm die letzten Meter mit einem Satz und landete auf dem Steinvorsprung, in dem die Brücke verankert war. Jetzt erst drehte er sich um und sah, daß Riess in ein Rostloch getreten war. Mit dem rechten Bein war er durchgebrochen. Groff half ihm wieder auf. »Halt die Brücke ruhig«, rief Groff, und Annelyn versuchte mit aller Macht, das Schaukeln der Brücke abzufangen.

Bald hatte auch Groff den Steinvorsprung erreicht. Er stützte den humpelnden Riess. Dank seiner Lederbekleidung war er von ernsteren Verletzungen verschont geblieben. Trotzdem hatte er sich an einigen Stellen das Bein aufgeritzt, und aus den Wunden quollen ein paar Blutstropfen.

Während Groff das Bein von Riess verarztete, schaute Annelyn sich um. Die steinerne Plattform, auf der sie standen, war umsäumt von schwarzen, würfelförmigen Kisten, die wie eine Reihe verrotteter Zähne am Rand des Vorsprungs hervorragten. Er ging an eine der Kisten heran. Ihre rostzerfressene Oberfläche war von winzigen Glasscheiben durchsetzt, hinter denen Annelyn nichts als

Staub entdeckte. Auch auf die Löcher, die an mehreren Stellen in die Kisten hineingeschlagen waren, konnte Annelyn sich keinen Reim machen.

Riess stand wieder auf den Beinen und sah mitgenommen aus. »Ich habe die Fackel fallen lassen«, sagte er.

»Wir werden andere finden«, entgegnete Groff. »Wir hätten unsere sowieso nicht länger verwenden können. Der Fleischbeschaffer würde das Licht sehen. Nein, wir müssen uns im Dunkeln die Graunwege entlangtasten und warten, bis wir das Licht *seiner* Fackel sehen. Dann werden wir ihm folgen.«

»Was?« sagte Annelyn. »Aber Groff, das ist doch Wahnsinn. In der Dunkelheit könnten wir Grauns über den Weg laufen.«

»Vielleicht«, sagte Groff. »Aber wahrscheinlich ist es nicht. Grauns kommen nicht so nahe ans Licht. Sie wagen sich nur selten bis an den Graunwall heran. In meiner Zeit und davor mußten die Jäger noch tiefer hinabsteigen, um auf Beute zu stoßen. Die oberen Gänge sind für gewöhnlich leer. Außerdem brauchen wir nicht weit zu gehen.« Er deutete mit der Axt auf ein großes, schwarzes Tor in der Wand, die an die Plattform anschloß.

Annelyn zog das Stilett und bewegte sich mit raschen Schritten auf das Tor zu, um nicht wie ein Feigling auszusehen. Wenn ein Graun irgendwo auf ihn lauerte, würde er darauf gefaßt sein.

Aber nichts regte sich. Im schwachen Licht, das von der gläsernen Kuppel herüberschimmerte, erkannte Annelyn die Umrisse dreier Höhleneingänge, die noch schwärzer schienen als alle Gänge, die sie zuvor durchlaufen hatten.

»Die linke Höhle führt nach unten«, sagt Groff. »In das Haupttunnelsystem. Der mittlere Gang ist zugemauert und wird nicht mehr benutzt. Wir werden im Schatten der Nische warten und die Brücke im Auge behalten. Wenn der Fleischbeschaffer kommt, folgen wir seinem Fackelschein.«

Er trieb die beiden Jungen vor sich her, und gemeinsam nahmen sie auf dem staubigen Steinboden Platz und warteten. Das Tor zur Kammer des Letzten Lichts lag wie ein rot schimmerndes Auge vor ihnen. Alles andere war schwarz und still. Groff saß unbeweglich da, die Axt ruhte auf den verschränkten Beinen. Riess rutschte nervös hin und her. Um sicherzugehen, daß ihn kein Graun von hinten anfallen konnte, lehnte sich Annelyn mit dem Rücken zur Wand und hielt das Stilet gezückt.

Es dauerte nicht lange, und er hörte Geräusche: ein fernes Gemurmel und dumpfes Knurren – wie die häßlichen Stimmen angreifender Grauns. Aber er konnte nichts erkennen, und je angestrongter er lauschte, desto undeutlicher wurden die Geräusche. Schritte? Oder war es Groffs Atem? Vielleicht das Blubbern des schwarzen Teiches? Annelyn packte das Heft des Stiletts fester. »Groff«, flüsterte er, wurde aber nur mit einer Handbewegung zum Schweigen aufgefordert.

Aus Erzählungen wußte er, daß Grauns bei völliger Dunkelheit sehen konnten, daß sie sich auf weichen, weißen Pfoten lautlos voranbewegten und mit den sechs langen Gliedern herumirrende *Yaga-la-hai* würgten. Annelyn hörte jetzt ein anderes Geräusch. Zuerst ganz schwach, aber dann immer lauter. Das konnte keine Einbildung sein. Es klang spröde und abgehackt, schwoll an und nahm ab und war durchsetzt von keuchenden und schluchzenden Lauten. Groff schien es auch zu hören.

Plötzlich stand er lautlos auf. Annelyn und Riess sprangen auf.

Vor ihnen schwang langsam die Brücke unter dem roten Fenster. Irgend jemand überquerte den Teich.

Das Geräusch wurde deutlicher, menschlicher. Eine Stimme, eine wirkliche Stimme, von Angst entstellt. Dann hörte Annelyn Worte: »... *bitte ...nicht ins Dunkle... Grauns... sie werden... dürfen nicht...*« Und dann, klar und laut: »Mein Großvater war ein Sohn des Menschwurms.«

Vermyllar kam über die Brücke. Ihm folgte mit einem langen Messer in der Hand der Fleischbeschaffer, gedrunken, häßlich, in seiner Kleidung aus Graunhäuten. »Ruhe!« sagte der Fleischbeschaffer, und Vermyllar stolperte auf den Steinvorsprung. Er starrte ängstlich auf das schwarze Torloch, das sich vor ihm auftat.

Plötzlich spürte Annelyn Groffs Hand auf der Brust, und er wurde tiefer in die Nische geschoben. »Zurück«, zischte der Ritter, und diesmal gehorchte Annelyn auf Anhieb. Aber irgend etwas stimmte nicht. Annelyn spürte, daß etwas nicht stimmte.

Weder Vermyllar noch der Fleischbeschaffer trugen eine Fackel.

»Steh auf«, sagte der Fleischbeschaffer. »Steh auf und geh weiter. Ich werde dich nicht tragen.«

Vermyllar richtete sich widerwillig auf und wimmerte. »Nein«, sagte er. »Es ist zu *dunkel*. Ich kann nichts *sehen*. Nein.«

Der Fleischbeschaffer stieß ihn mit der Messerspitze an.

»Wenn du nicht sehen kannst, du Tier, dann fühl. *Fühl*«, sagte er. »Da hinein, und dann nach links.« Vermyllar ging schluchzend weiter und ertastete sich mit

den Händen den Weg. Annelyn hatte den Eindruck, als blicke ihn sein Freund geradewegs in die Augen, aber dann bog er nach links ab. Der Fleischbeschaffer stachelte Vermyllar mit der Messerspitze an, ohne einen Blick in die Nische zu werfen.

Annelyn war, als hätte er eine geschlagene Stunde im Schatten des Höhleneingangs gestanden, aber es konnten nur wenige Minuten vergangen sein. Vermyllars Proteste und Klagen verloren sich langsam in der Tiefe des Ganges. »Sie haben keine Fackel«, sagte Groff schließlich, und seine sonst so gefaßte Stimme schien zu beben. »Der Kerl hat wohl die Augen eines Grauns.«

»Kehren wir um?« sagte Riess.

»Umkehren?« Groffs Silhouette hob sich gegen das rötliche Licht ab, das in den Torweg fiel. »Nein. Auf keinen Fall. Aber wir brauchen eine Fackel, um sehen zu können. Wir müssen ihnen folgen. Noch wissen wir den Weg. Außerdem veranstaltet der Großenkel des Menschwurms genügend Lärm, um uns die Richtung zu weisen.«

»Warum hat es der Fleischbeschaffer auf Vermyllar abgesehen?« fistelte Annelyn. Er hatte all seinen Witz und Übermut verloren.

»Darüber kann ich nur Vermutungen anstellen«, antwortete Groff. »Aber wir werden es herausbekommen.« Er gab den Befehl, und die drei machten sich auf den Weg durch die enge Höhle. Sie tasteten die Wand nach Fackelhalterungen ab. Riess spürte lediglich einen Luftschacht auf, aber Annelyns Finger schlossen sich schließlich um eine vertraute Bronzef Faust. In ihr steckte eine Fackel.

Riess zündete sie an, und Annelyn wandte sich an Groff: »Eine Fackelfaust, die Arbeit der *Yaga-la-hai*,

hier, in einem Graungang. Wie erklärst du dir das, Groff?«

»Das waren nicht immer Graungänge. Kinder des Wurms haben diese Höhlen gegraben, vor Millionen von Jahren. Während des großen Kriegs wurden sie von den Grauns nach oben getrieben, so sagt man jedenfalls. Die eigentlichen Graungänge sehen anders aus. Deren Reich ist weiter unten, das der *Yaga-la-hai* oben. Beide waren stark und mächtig, sind aber verfallen, so wie alle großen und kleinen Dinge letztendlich nach dem Willen des Weißen Wurms verfallen. Diese Gänge, die Kammer des Letzten Lichts und der Verbindungstunnel zu den oberen Gängen sind jetzt leer, waren aber einmal voller Leben.«

Riess, der die Fackel hielt, schlug mit der freien Hand das Zeichen des Wurms.

»Kommt«, sagte Groff. »Diese Höhle führt über eine lange Strecke geradeaus nach unten. Aber am Ende gabelt sie sich, und wir dürfen die beiden nicht verlieren.«

Sie kamen schnell voran – Riess mit der Fackel, Groff mit der Axt und Annelyn, der immer noch das Stilet umklammert hielt. Bis auf eine Anzahl von leeren Fackelfäusten, die nach der heißen Luft aus den Ventilationsschächten zu packen schienen, war die Höhle völlig kahl. Zweimal stießen sie auf ein paar Knochen. Ob sie von Grauns oder Menschen stammten, konnte Annelyn nicht feststellen. Schließlich gelangten sie an einen Knotenpunkt, von dem mehrere Gänge in verschiedene Richtungen weiterführten. Sie hörten wieder Vermyllars Gejammer und wußten, welcher Weg einzuschlagen war.

Die Verfolgung zog sich über eine lange Zeit hin. Zweimal verloren sie im Labyrinth der Höhlen den

Anschluß, doch jedesmal wurden sie durch das Schluchzen Vermyllars wieder auf den richtigen Weg gebracht. Annelyn zitterte bei dem Gedanken, daß sie sich nun in den wirklichen Graungängen befanden, die bis ins Unendliche hinabführten. Mit weit aufgerissenen Augen nahm er alles wahr, was vom flackernden Fackellicht beleuchtet wurde: die schwarz drohenden Öffnungen quadratischer Schächte, an denen sie vorbeikamen, die endlosen Reihen oxydierter Bronzefäuste, dicke Teppiche aus dichten Staubflocken und Höhlenabschnitte, in denen seltsamerweise überhaupt kein Staub lag. Wieder vernahm er Geräusche, die er schon in ähnlicher Form zu hören geglaubt hatte, als sie auf den Fleischbeschaffer warteten: leises Gemurmel, noch leisere Schritte, ein Knurren, das Pfeifen kalter Winde aus abseits gelegenen Schächten und ein schwaches, fernes Poltern, das die schrecklichsten Vorstellungen in ihm wach rief. Wirkliche Geräusche, Phantome oder Einbildungen eines verängstigten Gehirns – Annelyn wußte es nicht. Er wußte nur, daß er etwas hörte. Für ihn schien sich die Dunkelheit der leeren Höhlen mit unerkanntem Leben zu füllen.

Keiner der drei sagte ein Wort. Sie wechselten so oft die Richtung, daß Annelyn längst nicht mehr wußte, welche Abzweigungen sie gewählt hatten. Der Weg ging über gewundene Treppen nach oben, über rostige Leitern mit brüchigen Sprossen nach unten in leere, schallende Schächte, über breite, schräge Rampen, durch ausgedehnte Hallen, die das Licht der Fackel schluckten, und durch Kammern mit verstaubtem, wurmstichigem Mobiliar. Sie traten in einen hohen Raum, der einer Champignonfarm glich, aber die Bewässerungskanäle waren ausgetrocknet, und in den langen, eingefallenen

Gewächsbehältern klebten nur übel stinkende Pilze, die in einem teuflischen Grün schimmerten. In einer anderen Halle sahen sie dicke Behänge an den Wänden, die zu grauen Lumpen verrottet waren und bei der leichtesten Berührung auseinanderfielen.

Und immer begleiteten sie diese Geräusche. ;

Als sie am Ende eines Tunnels vor eine Mauer stießen und sich daranmachten, einen runden, schwarzen Brunnenschacht hinabzusteigen, brach Groff zum ersten Mal das Schweigen. »Hier sind gar keine Grauns mehr«, murmelte er mehr im Selbstgespräch als an seine Begleitung gerichtet. »Früher war diese Gegend voll von ihnen, und jetzt ist alles leer.« Er schüttelte den Kopf, sein Gesicht schien besorgt. »Der Fleischbeschaffer geht sehr tief.«

Weder Annelyn noch Riess antworteten. Sie fanden die Sprossen an der Schachtwand und kletterten hinunter. Unten angekommen, stießen sie auf weitere Tunnels.

Sie schienen immer mehr den Anschluß an die Verfolgten zu verlieren. Noch hörten sie Vermyllars Jammern vor ihnen, aber es wurde bald schwächer. Groff brummte ein paar unverständliche Worte, und die drei gingen zurück zur letzten Abzweigung und wählten einen anderen Gang. Aber sie hatten nur wenige Schritte zurückgelegt, als das Geräusch völlig verstummte. Wieder kehrten sie um und schlugen einen anderen Weg ein. Doch der erwies sich als zugemauert.

»Wir waren auf der richtigen Spur«, sagte Groff, als sie wieder vor der Abzweigung standen. »Obwohl es der Weg war, auf dem das Geräusch leiser wurde.« Er führte sie weiter, und kurz darauf hörten sie Vermyllars Stimme wieder. Aber je weiter sie gingen, desto schwächer wurde sein Jammern.

Groff drehte sich um und lief den Gang zurück. »Kommt«, sagte er. Riess eilte mit der Fackel an seine Seite. Der Ritter stand neben einem Luftschacht, der einen Schwall warmer Luft entließ. Das Fackelfeuer tanzte. Annelyn bemerkte, daß der Schacht nicht mit einem Gitter versperrt war. Groff bückte sich. »Da ist ein Seil«, flüsterte er.

Annelyn hörte jetzt, daß das Geräusch tatsächlich aus dem Schacht zu ihnen heraufdrang.

Groff steckte die Axt in den Gürtel, packte das Seil mit beiden Händen und sprang in das Loch. »Folgt mir«, sagte er und verschwand, eine Hand unter die andere setzend, in der Dunkelheit. Riess sah Annelyn mit angsterfüllten Augen fragend an.

»Das ist zweifellos Spinnenseide«, sagte Annelyn. »Das Seil wird stark genug sein. Mach die Fackel aus und komm nach.« Dann packte auch er das schwankende Seil.

Der Schacht war warm und enger, als Annelyn vermutet hatte. Er konnte sich mit Knien und Rücken zwischen den Wänden einkeilen und so eine Weile verschnaufen, wenn er vom Klettern müde wurde. Mit Groff am unteren Ende und Riess am oberen hatte Annelyn Mühe, mit den Schwingungen des Seils fertig zu werden. Aber es war stark und neu und ließ sich gut greifen.

Schließlich traten Annelyns Füße ins Leere. Er hatte einen Zwischengang erreicht, und unter ihm gähnte die unvergitterte Verlängerung des Luftschachtes. Groff zog ihn auf den Boden, und gemeinsam halfen sie Riess, der vor Anstrengung keuchte.

Sie standen in einem kleinen Raum. Drei Gänge liefen hier zusammen und wiesen auf ein gewaltiges Metalltor,

hinter dem ein großer Saal lag. Annelyn stellte fest, daß das Seil, an dem sie hinabgeklettert waren, die einzige Verbindung zu diesem Raum war, denn der Zugang von den drei Höhlen aus wurde durch Ziegelmauern versperrt. Aus dem geöffneten Saaltor drang genug Licht, um sehen zu können.

Aus dem Schatten in der Nähe des Luftschachts starrten sie angestrengt nach vorn. Groff kauerte auf dem Boden und hielt die Axt in der Hand. Annelyn hatte sein Rapier gezogen.

Der Saal war ungefähr so groß wie die Kammer des Obsidians. Aber damit hörte auch schon jeder Vergleich auf. Im Inneren war zu erkennen, daß der Fleischbeschaffer einen Thron bestiegen hatte und zwei Fackeln anzündete, die in Halterungen an der Rückenlehne steckten. Ihr Flackern mischte sich mit seltsamen Strahlen, einer violetten Glut, die von riesigen, pilzbefallenen Kugeln an den Wänden herrührte. Neben dem Fleischbeschaffer lag Vermyllar gefesselt auf einem fahrbaren Bett und gab ein unzusammenhängendes Gestammel von sich. Er zerrte krampfhaft an den Ketten, die ihn gefangen hielten, doch der Fleischbeschaffer ignorierte ihn.

In dem seltsamen Zwielight des Saales wirkte alles noch unheimlicher, als es ohnehin schon war. Die metallenen Wände waren rostzerfressen, aber es gab auch blanke Stellen. In der hohen, dunklen Kuppel saßen Millionen kleiner, meist zersprungener Glasscheiben, die das Fackellicht reflektierten. An den Wänden hingen aufgeblähte, transparente Blasen. Einige überzog ein herabhängendes, phosphorisierendes Gewächs, andere waren trocken und aufgeplatzt, wieder andere schienen mit einer zäh brodelnden Flüssigkeit gefüllt zu sein.

Zwischen den Wänden lag bizarres Schattenmeer. Da stand ein Dutzend fahrbarer Betten, alle von der Art wie das, auf dem Vermyllar gefesselt lag. Vier riesige Säulen stützten ein Netz aus Drähten und Metallstangen. Da war ein schwerer Tank zu sehen, der den Brutkästen glich, die die *Yaga-la-hai* für die Aufzucht von Speisewürmern benutzten. Überall lagen Berge von Kleidung herum (manche schienen noch neu zu sein, andere waren von Schimmel überwuchert), Waffen, durchlöcherter Metallkisten und undefinierbare Gegenstände. In der Mitte des Saales stand der hohe Thron aus grün-schwarzem Stein. Ein silbrig glänzendes Theta war in die Rückenlehne, knapp über dem Kopf des Fleischbeschaffers, eingearbeitet worden.

Der Fleischbeschaffer saß mit geschlossenen Augen zurückgelehnt auf dem Thron. Vielleicht ruht er sich aus, dachte Annelyn. Vermyllar jammerte, stöhnte, röchelte und stieß Worte aus, die keinen Sinn ergaben.

»Er hat den Verstand verloren«, flüsterte Annelyn, überzeugt davon, daß Vermyllars Rufe seine Stimme überlagern würden. »Oder wird ihn bald verlieren.«

»Ja«, sagte Riess und rückte näher an seinen Freund heran. »Wann befreien wir ihn?«

Groff schaltete sich ein. »Überhaupt nicht«, sagte der bronzene Ritter mit unterdrückter, tiefer Stimme. »Er hat uns im Stich gelassen und damit sein Anrecht auf unsere Hilfe verspielt. Der Sache der *Yaga-la-hai* ist eher gedient, wenn wir abwarten und zusehen, was der Fleischbeschaffer er mit dem Großenkel eines Menschwurms anstellt.« Sein Tonfall machte deutlich, daß er keinen Widerspruch duldete.

Annelyn zitterte vor Erregung und entfernte sich von Groff, der mit starrer Miene in den Saal blickte. Annelyn

hatte bisher dem älteren Mann blindlings vertraut, weil er Ritter war und die Graunwege kannte. Aber plötzlich besann sich Annelyn wieder auf seinen Stolz und seine Rache.

Riess kam zu ihm. »Annelyn«, flüsterte er mit bebender Stimme. »Was sollen wir tun?«

»Vermyllar hat sich das selbst eingebrockt«, antwortete Annelyn. »Aber wir werden ihn retten, sobald wir die Möglichkeit dazu haben.« Er wußte allerdings nicht, wie sie das ohne die Hilfe des Ritters anstellen sollten.

Groff drehte den Kopf nach ihnen um und lächelte.

Annelyn stellte mit Schrecken fest, daß der Fleischbeschaffer aufgestanden war. Er legte den farblosen Graunhaarumhang ab und ebenso den Anzug aus milchweißen Graunhäuten. Dann kehrte er ihnen den muskulösen, fleckigen Rücken zu, warf seine Sachen über eine Armlehne des Throns und wühlte in einem der Kleiderhaufen herum.

»Groff«, zischte Annelyn, »wir müssen Vermyllar retten, egal wie feige er auch sein mag. Er tut mir leid. Riess ist der gleichen Meinung. Du bist überstimmt und brauchst unsere Hilfe.«

Im Hintergrund gab Riess bestätigende Laute von sich.

Groff sah die beiden Jungen wieder an und seufzte. »Kennt Vielleicht einer von euch den Weg zurück?« fragte er bloß.

Annelyn schwieg. Er wußte, daß er nur mit einem Nein antworten konnte. Er und Riess würden sich in der Dunkelheit heillos Verlaufen. »Riess«, flüsterte er und stockte.

Der Fleischbeschaffer hatte neue Sachen angezogen und ging an Vermyllars Bett. In der Hand hielt er ein Messer. Er sah irgendwie anders aus. Er trug einen

Anzug aus feinem, mokkabraunem Leder, über den Schultern hing ein Cape aus langem, gewelltem Haar, das wie gesponnenes Gold im Schein der Fackel aufleuchtete. Der Fleischbeschaffer stieß ein paar kehlige Laute aus, die, wie Annelyn glaubte, Worten aus der Graunsprache ähnlich klangen.

Vermyllar schien plötzlich wieder ganz bei Sinnen zu sein. »Nein«, schrie er. »Nein! Mein Großvater war ein Sohn des Menschwurms!«

Der Fleischbeschaffer schlitzte ihm den Hals auf und trat flink einen Schritt zur Seite, als das Blut im hohen Bogen herausspritzte. Er fing einen Teil des Blutes in einem Becher auf und leerte ihn mit offensichtlichem Genuß. Der Rest verfärbte das Bett und tropfte auf den Boden. Ein dünner Blutstrom floß wie von Absicht gelenkt auf das Versteck der Wurmkindern zu.

Vermyllar gab keinen Laut mehr von sich. Der Fleischbeschaffer löste die Fesseln und warf den leblosen Körper über seine breite Schulter. Annelyn war starr vor Entsetzen. Er wurde plötzlich an die zahlreichen Male erinnert, wenn der Fleischbeschaffer mit einer geschulterten Graunleiche bei den *Yaga-la-hai* aufgekreuzt war.

Groff blickte sich nervös um, als der Fleischbeschaffer in Richtung Tor aufbrach. Keine der drei Höhlen bot ausreichenden Schutz. »Klettert das Seil runter«, zischte der Ritter.

»Runter?« fragte Riess.

»Nein«, antwortete Groff. »Zu spät. Er wird uns im Schacht entdecken und das Seil durchschneiden.« Er zuckte mit den Schultern, richtete sich auf und hob die Axt. »Egal. Wir wissen jetzt, was wir erfahren wollten. Er ist kein *Yaga-la-hai*, für den er bisher gehalten wurde.

Dieser Fleischbeschaffer versorgt sowohl die Menschen als auch die Grauns mit Fleisch.«

Annelyn stand mit gezücktem Rapier an Groffs Seite und wippte nervös auf den Fußballen. Riess griff zitternd nach dem Messer. Der Fleischbeschaffer tauchte mit Vermyllars Leichnam im Türrahmen auf.

Die drei Wurmkinde hielten sich im schattigsten Winkel des kleinen Vorraumes verborgen. Doch es nutzte nichts. Obwohl der Fleischbeschaffer aus dem beleuchteten Saal ins Dunkle hinaustrat, hatte er sie gleich entdeckt.

»Aha«, sagte er, neigte die Schulter zur Seite und ließ Vermyllars Körper auf den Boden fallen. Blitzschnell zog er das lange Messer, von dem er noch vor kurzem das Blut des Jungen gewischt hatte. »Aha«, sagte er wieder. »Ihr *Yaga-la-hai* traut euch also auch schon hier herunter.«

»Nicht alle, aber wir«, antwortete Groff und hob die Axt ein Stück höher. Annelyn verspürte eine seltsame Gelassenheit und Zuversicht. Mit blutrünstiger Lust war er darauf aus, sich und Vermyllar zu rächen. Der gedrungene, häßliche Fleischbeschaffer konnte gegen den riesenhaften Ritter nichts ausrichten, der sogar ohne seine Rüstung fast unverwundbar schien. Außerdem war *er* noch da, dachte Annelyn, und Riess, obwohl der pummelige Junge kaum zählte.

»Was wollt ihr?« fragte der Fleischbeschaffer mit heiserer Stimme, durch die Annelyn sofort wieder an den Maskenball erinnert wurde.

»Dir das fackelpflegerisch schwätzende Maul stopfen«, brach es aus Annelyn heraus, bevor Groff antworten konnte. Der Fleischbeschaffer sah nun den Jungen zum ersten Mal an und kicherte.

»Wem bringst du jetzt Fleisch?« fragte Groff.

Der Fleischbeschaffer kicherte immer noch. »Den Grauns natürlich.«

»Bist du ein Mensch? Oder eine Art Graun?«

»Sowohl als auch. Weder noch. Ich bin ein Einzelgänger der schwarzen Höhlen, und das seit langem. Stimmt, ich wurde als Fackelpfleger geboren. Aber als eine besondere Art Fackelpfleger. Wie die Grauns kann auch ich bei völliger Dunkelheit sehen. So wie den *Yaga-la-hai* ist es auch mir möglich, bei Licht zu leben und zu sehen. Außerdem schmecken mir beide Sorten Fleisch.« Er grinste und zeigte eine Reihe gelber Zähne. »Ich bin flexibel.«

»Noch eine Frage, bevor ich dich töte«, sagte Groff. »Der Menschwurm will wissen, warum du so bist.«

Der Fleischbeschaffer lachte. Sein massiger Körper bebte, und das Cape aus goldenen Locken tanzte auf den Schultern. »Der Menschwurm! Nicht dein geistloser Meister, nein. *Du* willst es wissen, Groff. *Warum!* Ganz einfach. Für die *Yaga-la-hai* bin ich weniger als ein Mensch. Für die Grauns bin ich weniger als ein Graun. Ich bin der Stammvater des Dritten Volkes. Sowohl die *Yaga-la-hai* als auch die Grauns steuern ihrem Ende zu. Aber ich stehe zwischen beiden Völkern und verstreue meinen Samen...« – er sah Annelyn an – »...bei Frauen wie Caralee oder Graunfrauen. Bald wird es andere von meiner Art geben. Das ist die Antwort auf das Warum. Und was das Wissen betrifft, nun, ich weiß mehr als dein Menschwurm, mehr als du oder der Große Graun. Du kennst nur Lügen. Ich habe mich im ganzen Haus des Wurms umgehört und umgesehen; ich kenne alle Geschichten und glaube keiner. Der Weiße Wurm ist eine Lüge, wußtest du das? Genau wie der Menschwurm. Ich

glaube sogar zu wissen, wie es zu diesem hübschen Märchen gekommen ist. Soll ich dir meine Version erzählen?»

»Der Menschwurm ist das lebendige Fleisch des Weißen Wurms«, schimpfte Riess mit schriller, fast hysterischer Stimme. »Die Priester formen ihn nach dem Bilde des Weißen Wurms, reinigen und läutern ihn, machen ihn noch tauglicher zum Regieren.«

»Und untauglich zum Leben«, sagte der Fleischbeschaffer. »Bis ihn schließlich die Schmerzen zum Wahnsinn treiben oder die Chirurgen ein Mitleid haben und ihn töten. Groff, glaubst du wirklich daran? Oder du, Freidenker? Siehst du? Ich erinnere mich an dich.«

Annelyn errötete und drohte mit dem Rapier. Groff stand da wie eine in Bronze gegossene Statue. »All das erzählen schon die alten Rittersagen«, entgegnete er. »Wir erinnern uns an Dinge, die der Menschwurm längst vergessen hat.«

»Ich bezweifle, daß sich der Menschwurm überhaupt an etwas erinnert«, sagte der Fleischbeschaffer. »Aber davon abgesehen. Ich habe auch mit Rittern gesprochen, ihre ›geheimen‹ Sagen kennengelernt und Geschichten von einem Krieg gehört, der vor langer Zeit stattfand. Die Grauns scheinen ein noch besseres Gedächtnis zu haben. In ihren Legenden werden die Anfänge der *Yaga-la-hai* erzählt, die sich in den oberen Höhlen breit machten. Du weißt wohl, daß die Grauns das Erste Volk sind. Sie sprechen von den Wurmkindern als vom Zweiten Volk. Zuerst bereitete ihnen meine Person Kopfzerbrechen. Mit meinen vier Gliedern und Augen, die sehen, gehörte ich weder zum Ersten noch zum Zweiten Volk. Aber ich versorgte sie mit Fleisch, lernte ihre Sprache und konnte

mich so als Vertreter des Dritten Volkes bekannt machen. Ihr macht euch über die Geheimnisse der Grauns lustig. Zugegeben, sie sind genau so kümmerlich wie die euren. Im Unterschied zu euch aber haben die Grauns ein umfangreiches Wissen. Sie erinnern sich an die Meister der großen Umwälzung, die Erzfeinde der Grauns und besten Freunde der *Yaga-la-hai*. Diese Meister trugen das Theta-Zeichen und schufen vor langer Zeit Spinnen, Würmer und tausend andere Dinge. Hier, wo ich lebe, brachten sie die Lebensmittel für die *Yaga-la-hai* hervor. Hier ließen sie die Blutwürmer entstehen, die bis heute die Grauns bedrohen. Sie weckten den Hunger nach Licht, der die Grauns nach oben in ihr Verhängnis lockt, und riefen die riesigen weißen Freßwürmer ins Leben, die sich von Tag zu Tag in schrecklichem Ausmaß vermehren und zu immer bedrohlicheren Gestalten heranwachsen. Ihr habt all diese Dinge vergessen. Dabei waren die Meister der Umwälzung große Götter, viel größer als euer Weißer Wurm. Grauns weichen vor dem Theta zurück. Aus gutem Grund. Die *Yaga-la-hai* wissen nichts mehr von diesem Raum hier, die Grauns haben vergessen, wo er liegt. Aber ich habe ihn gefunden und komme langsam hinter seine Geheimnisse. Hier lernte ich die Wahrheit über euren Menschworm kennen. Nachdem die Grauns sämtliche Höhlen verdunkelt hatten, töteten sie alle Meister der Umwälzung – bis auf einen. Er aber hatte seine heiligen Embleme verloren und verzweifelte. Trotzdem blieb er Herrscher. Die *Yaga-la-hai* folgten ihm. Er besann sich auf die Würmer, auf die tausend verschiedenen Wurmarten, die die beste Waffe der Menschen gegen die Grauns waren. Er wußte, daß die Würmer im Gegensatz zu den Menschen hier unten leben und wachsen konnten. Also brachte der letzte Meister der

Umwälzung den Priesterchirurgen ein paar Kunstgriffe bei und ließ sich in einen großen Wurm verwandeln. Dann starb er. Verstehst du, Groff ? Er wollte das Dritte Volk erschaffen. Er war ein Meister der Umwälzung, allerdings kein guter. Er war ein Tier. Seitdem werden alle Herrscher der *Yaga-la-hai* zu Würmern umgestaltet. Ich komme mehr und mehr Geheimnissen der Meister auf die Spur und werde selber das Dritte Volk ins Leben rufen. Es wird sich gründlich vom Menschwurm unterscheiden.«

»Du wirst nichts ins Leben rufen«, sagte Groff. Er machte einen Schritt nach vorn, und das Fackellicht tanzte auf der langen Schneide seiner Axt auf und ab.

»Oh?« sagte der Fleischbeschaffer, drehte sich blitzschnell um und schleuderte das große Tor zu, während er vor Groffs sausendem Axthieb in Deckung tauchte. Das Tor fiel krachend ins Schloß.

Dunkelheit.

Und der Fleischbeschaffer.

Hohngelächter.

Annelyn stach wild mit dem Rapier dorthin, wo er den Fleischbeschaffer wähnte. Nichts. Er traf nur ins Leere. »Riess!« schrie er. »Die Fackel, unsere *Fackel!*.« Er hörte wieder das Rauschen von Groffs Axt, ein metallenes Klirren, einen Schrei. Für kurze Zeit flammte ein Streichholz auf. Riess hielt es in hohler Hand. Seine Augen waren weit aufgerissen. Noch bevor Annelyn die Orientierung wiederfinden konnte, zuckte im kleinen Lichtkranz der Flamme ein Messer auf, und das runde Gesicht von Riess löste sich in einen Blutschwall auf. Das Streichholz fiel zu Boden. Es war wieder dunkel, und das Gelächter setzte von neuem ein. Der Fleischbeschaffer. Der Fleischbeschaffer. Annelyn stand

blind und hilflos da, das Rapier in schlaffer Hand. Riess war tot, vielleicht auch Groff, und der Fleischbeschaffer lachte. *Er*, Annelyn, würde der nächste sein, und er *konnte nichts sehen...*

Hinter ihm lag der Luftschacht. Er ließ das Rapier fallen, tappte ein paar Schritte zurück und tastete nach dem Kletterseil. In der Dunkelheit ein Geräusch wie das Zerhacken von Fleisch, dumpfes Krachen, Stöhnen. Annelyn fand das Seil, sprang in den Schacht und kletterte nach oben. Irgend etwas packte ihn am Fußgelenk. Mit einer Hand versuchte er, sich aus dem Griff zu befreien, rutschte mit der anderen Hand ab und fiel, *fiel*, während die Hand am Seil entlangscheuerte und versengte, *fiel*, stürzte in das endlose Schwarz. Er warf den Körper zurück und schlug mit dem Rücken gegen eine Wand des Schachtes. Mit eingewinkelten Knien berührte er die gegenüberliegende Wand und keilte sich rutschend im Schacht fest. Die Schmerzen waren kaum auszuhalten, aber jetzt konnte er wieder mit beiden Händen das Seil umklammern.

Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Der Fleischbeschaffer stand über ihm. Annelyn mußte daran denken, was Groff über das Abschneiden des Seils gesagt hatte. Der Fleischbeschaffer würde das Seil durchtrennen und ihn in die Tiefe stürzen lassen.

Annelyn strampelte mit den Beinen, trat aber nur gegen Metall. So schnell er konnte, kletterte er, eine Hand unter die andere setzend, nach unten in die völlige Dunkelheit. Jeden Meter der Schachtwand tastete er mit den Füßen ab. Plötzlich trat er ins Leere – eine neue Ebene, und das Gitter fehlte!

Er schwang sich aus dem Schacht heraus und fiel keuchend auf den Boden. Die Vorstellung, nicht mehr

sehen zu können, ließ ihn erschauern. Aber dann dachte er an die Streichhölzer. Er besaß noch Streichhölzer. Jeder von ihnen, Vermyllar, Riess und er, hatte genügend Streichhölzer mitgenommen. Aber die einzige Fackel lag oben.

Annelyn lauschte gespannt. Aus dem Schacht war kein Laut zu hören. Er stand auf und suchte mit zitterigen Fingern nach der Streichholzschachtel, der herrlich ziselierten Schachtel aus feinem Metall und Holz. Er zündete ein Streichholz an und beugte sich über den Luftschacht.

Das Seil war verschwunden.

Er wedelte mit der Hand hin und her, um ganz sicherzugehen. Das Seil war tatsächlich verschwunden. Abgeschnitten, ohne Zweifel, und geräuschlos nach unten gefallen. Er hatte keine Ahnung, wie tief er in das Graunreich vorgedrungen war... aber der Fleischbeschaffer wußte es bestimmt. Der Fleischbeschaffer würde genau wissen, an welcher Stelle Annelyn sich jetzt befand. Vielleicht war er schon unterwegs, um ihn zu fangen.

Das Streichholz verbrannte Annelyns Finger. Erschrocken blies er es aus und warf es in den Schacht. Dann dachte er angestrengt über seine Lage nach.

Das Seil war zerschnitten. Was das zu bedeuten hatte, lag auf der Hand. Der Fleischbeschaffer hatte gewonnen, Groff mußte tot sein. Ja. Das hieß, es gab keinen Weg mehr zurück. Nein, Augenblick. Nur *dieser* Rückweg war versperrt, es sei denn, der Fleischbeschaffer ließ ein anderes Seil herunter. Doch damit konnte Annelyn nicht rechnen. Trotzdem, es mußte noch andere Wege nach oben geben; Wege, die zur nächsthöheren Ebene führten. Er mußte es versuchen. Zwar wußte er nicht mehr, wie er

bis zur Kammer des Meisters der Umwälzung gelangt war – Groff hatte recht, ja – aber er konnte immerhin oben und unten voneinander unterscheiden. Das mochte ausreichen. Er mußte sich auf die Suche machen, bevor ihn der Fleischbeschaffer finden würde. Ja.

Als erstes brauchte er eine Fackel.

Er zündete ein neues Streichholz an, hielt die flackernde Flamme hoch und sah sich um. Eine bronzene Faust, fingerlos und ohne Fackel, steckte in der Wand neben dem Luftschacht. Viel mehr war nicht zu erkennen, die Streichholzflamme spendete nur spärliches Licht. Dann verlosch sie.

Annelyn überlegte. Ohne Zweifel, wo eine Fackelfaust war, würden auch andere zu finden sein. In einer mochte eine brauchbare Fackel stecken. Er ging los. Mit der einen Hand hielt er die Streichholzschachtel umklammert, mit der anderen tastete er die Wand entlang. Als er glaubte, eine zweite Bronzefaust erreicht zu haben, zündete er ein weiteres Streichholz an. Aber auch diese Faust war leer.

Nachdem er vier Streichhölzer auf diese Weise vergeudet hatte, versuchte er es mit einer anderen Methode. Er steckte die Schachtel in die Tasche, um mit beiden Händen die Wand abfühlen zu können. Er ertastete so acht Halterungen und einen scharfen Metallstumpf, der seine Hand aufritzte und auf eine abgebrochene Faust schließen ließ. Aber in keiner war eine Fackel zu finden. Schließlich sank Annelyn verzweifelt zu Boden.

Auf eine Fackel war nicht zu hoffen. Die *Yaga-la-hai* hatten schon vor langer Zeit diese tiefen Höhlen an die Grauns abgetreten, und die Grauns haßten Fackeln. Es war aussichtslos. Oben im Untertunnel, ja, und selbst in

den Randbezirken, den sogenannten Graungängen. Aber nicht hier.

Doch ohne Fackel... die Streichhölzer waren so gut wie nutzlos. So würde er nie einen Ausweg finden.

Annelyn dachte an die Möglichkeit, selbst eine Fackel herzustellen. Er erinnerte sich, daß der Schaft in der Regel aus Holz bestand. Die gebogenen Fackeln schnitzte man aus dem krummen, gelben Holz des Blutfruchtbaumes, dessen Blätter und rot-weiße Beeren in die Brutkästen für Speisewürmer gefüllt wurden. Aber dann gab es noch gerade Fackeln mit langen, weißen Schäften. Sie bestanden aus zusammengebundenen Faserstreifen eines Riesenchampignons, die zur Härtung in eine bestimmte Flüssigkeit getaucht wurden. Dann wickelte man um das Ende ein getränktes Tuch, ein öliges Kissen oder einen schwammigen Pilz. Das war der brennbare Teil der Fackel. Annelyn wußte über Einzelheiten nicht Bescheid. Aber davon abgesehen, wie hätte er ohne Fackel einen Blutfruchtbaum oder einen Riesenchampignon finden können? Woher hätte er das brennbare Material beziehen sollen? Nein. Eine Fackel zu bauen war genauso aussichtslos wie das Absuchen der Bronzefäuste.

Annelyn hatte Angst. Er zitterte am ganzen Körper. Warum war er hier unten, warum? Er hätte jetzt oben bei den *Yaga-la-hai* sein können, in Flammenseide und Spinnengrau gekleidet, in kurzweiliger Gesellschaft mit Caralee oder auf einem Ball, wo gewürzte Spinnen serviert werden. Aber statt festlich zu speisen, lief er Gefahr, selber verspeist zu werden. Von den Grauns, falls sie ihn fanden, oder vom Fleischbeschaffer. Mit aller Deutlichkeit erinnerte sich Annelyn daran, wie der Fleischbeschaffer Vermyllars Blut aus einem Becher

geschlürft hatte.

Dieser Gedanke ließ den Jungen wieder aufspringen. Der Fleischbeschaffer war ihm sicherlich auf den Fersen. Er mußte weitergehen, selbst wenn er nicht wußte, *wohin*. Wild entschlossen zog er das Stilett und tastete sich mit der freien Hand an der Wand entlang.

Die Höhle war pechschwarz und voller Schrecken. Nur die kalten, festen Wände mit den Bronzefäusten und Luftschächten am rechten Platz gaben ihm ein wenig Sicherheit. Der Rest... aus allen Richtungen drangen scharrende, raschelnde Geräusche zu ihm vor. War es Einbildung oder nicht? Manchmal glaubte er, das schallende Gelächter des Fleischbeschaffers zu hören, ein Lachen, das Annelyn seit der Sonnenmaskerade in den Ohren lag. Ihm war, als käme es von weit her, von oben, von unten, von hinten. Einmal schien das Lachen sogar von vorn zu kommen. Annelyn blieb stehen, hielt den Atem an und wartete eine Stunde oder länger, ohne sich zu rühren. Nach einer Weile glaubte er Lichter zu sehen, verschwommene, dunkle Gestalten, vorbeitreibende Kugeln und kriechende Figuren, die aufglühten und davoneilten. Bildete er sich das alles bloß ein? Jedesmal, wenn er genauer hinsah, waren alle Eindrücke verschwunden. Mehrere Male leuchteten helle, hoffnungsvoll prasselnde Fackeln vor ihm auf. Doch sobald er sich ein paar Schritte auf sie zubewegte, waren sie verloschen. Bis auf vereinzelte leere Bronzefäuste fand er nichts.

Er trabte, lief jetzt weiter, und die Schritte hallten mit ohrenbetäubendem Lärm von den Wänden wider. Es war, als marschiere ein Heer von *Yaga-la-hai* in den Kampf. Annelyn wußte nicht mehr, wann er zu laufen angefangen hatte. Er rannte einfach drauflos, floh vor den

Geräuschen, die ihm im Nacken saßen, und hastete dem vermeintlichen Licht entgegen.

Er mußte schon eine Ewigkeit gelaufen sein, als er plötzlich den Kontakt zur Höhlenwand verlor.

Eben hatte er sie noch berührt. Seine Hand war am Stein und den rostigen Streben der Luftschachtgitter entlanggefahren. Aber jetzt griff er ins Leere, stolperte und fiel.

Es war dunkel, nirgends ein Licht. Es war still, nirgends ein Geräusch. Die Echos seiner Schritte waren verhallt. Vergeblich versuchte er sich zu orientieren. Wo war er? Aus welcher Richtung war er gekommen? Er hatte das Messer verloren.

Er kroch über den Boden und fand schließlich das Messer. Er stand auf und wankte mit ausgestreckten Armen in die Richtung, wo er die Wand vermutete. Aber sie war nicht da. Er ging weiter und hätte sie längst erreichen müssen. Wo war die Wand geblieben? Wenn er sich in einer Höhlenkreuzung befand, mußte doch irgendein Anhaltspunkt zu finden sein.

Annelyn hatte einen Einfall. »Hilfe!« schrie er so laut, wie er konnte. Ein Echo rollte mit kurzer Verzögerung hin und her und verhallte. Annelyns Hals wurde trocken. In einer Höhle konnte er nicht mehr sein. Er mußte irgendeinen großen Raum erreicht haben. Er ging los und zählte die Schritte. Nach etwa dreihundert Schritten stieß er schließlich vor eine Wand.

Sorgfältig befühlte er mit den Händen die Wand. Sie bestand nicht aus Stein, sondern aus einer Art Metall. Manche Stellen waren kühl, andere lauwarm. Er berührte eine oder zwei Stellen -kaum größer als ein Fingernagel – die eisig kalt zu sein schienen. Annelyn beschloß, ein Streichholz zu opfern. Im Schein der Flamme entdeckte

er eine glatte Fläche aus stumpfem Metall, die sich nach beiden Seiten hin ausdehnte. Sonst nichts. Nichts deutete auf eine Erklärung für die kälteren und wärmeren Stellen hin.

Die Flamme verlosch. Annelyn steckte die Schachtel zurück in die Tasche und machte sich auf, der seltsamen Wand zu folgen. Nach ein paar Schritten glitt seine Hand über einheitlich kühles Metall, dann kam er wieder an einem Abschnitt mit unterschiedlich temperierten Stellen vorbei. Seine Schritte hallten laut durch den Raum. Nirgendwo waren Bronzefäuste oder Luftschächte zu ertasten.

Er glaubte nun endlich, vor dem Fleischbeschaffer in Sicherheit zu sein, sank erschöpft zu Boden und schlief ein. Er wachte auf, als ihn etwas berührte.

Annelyn schrie, griff nach dem Stilett und stach um sich. Er spürte, wie die Klinge auf einen Widerstand traf- Stoff? Fleisch? Er wußte es nicht. Er war aufgesprungen und stach blindlings hierhin und dorthin, drehte sich mit ausgestrecktem Stilett um die eigene Achse und suchte in der Tasche nach einem Streichholz. Er fand eins und zündete es an.

Der Graun kreischte auf.

Annelyn erhaschte einen Blick von dem Ungeheuer, bevor es in der Dunkelheit verschwand: ein geducktes Wesen mit weißer Haut und schlaffem, farblosem Haar, in graue Lumpen gekleidet. Auf den beiden hinteren und einem der mittleren Glieder stehend, hatte es die beiden Arme und ein Mittelglied nach Annelyn ausgestreckt. Ein Netz war an einem der sechs dünnen, langen Glieder zu sehen gewesen, und Annelyn ahnte, was das zu bedeuten hatte. Aber die Augen des Grauns waren das Schrecklichste überhaupt. Anstelle von Augäpfeln saßen

zwei Gruben in seinem Gesicht, weiche, dunkle, feuchte Gruben, mit denen diese Wesen bei völliger Dunkelheit sehen konnten.

Annelyn hatte dem Graun weniger als eine Sekunde gegenübergestanden. Er warf ihm das Streichholz hinterher und stach noch wild mit dem Stilett ins Leere, als der Graun schon längst verschwunden war. Annelyn hatte Angst, der Graun könne um ihn herumschleichen und im geeigneten Moment das Netz auswerfen. Er fühlte die feuchten Augenhöhlen des Ungeheuers auf sich gerichtet und tanzte tollpatschig umher, um einem möglichen Angriff auszuweichen. Er steckte ein zweites Streichholz an. Nichts. Dann blieb er bewegungslos stehen und hoffte, den Graun hören zu können. Wieder nichts. Annelyn entsann sich, daß Grauns große, weiche Füße hatten, die es ihnen ermöglichten, sehr leise aufzutreten.

Der Junge rannte los.

Er wußte nicht wohin. Aber auf keinen Fall durfte er stehenbleiben. Ohne Fackel oder Licht gegen einen Graun zu kämpfen, war aussichtslos. Vielleicht konnte er ihm davonlaufen. Immerhin hatte er das Ungeheuer mit dem ersten Messerstich verletzt.

Er rannte durch die Dunkelheit, fuchtelte mit dem Stilett herum und betete zum Weißen Wurm, daß er nicht gegen eine Wand lief, in die Arme des Fleischbeschaffers oder die eines Grauns. Er rannte, bis er kaum noch Luft bekam. Und plötzlich hatte er den Boden unter den Füßen verloren.

Er fiel, schrie. Die Dunkelheit zog ihn immer tiefer hinab. Der Schock war so groß, daß er nicht einmal Angst empfinden konnte.

Er spürte gar nichts mehr.

*Zusammen mit Vermyllar stand er vor der großen eisernen Pforte zur Hohen Höhle des Menschwurms. Groff steckte in seiner bronzenen Rüstung und hielt Wache, ohne sich zu rühren. Auf der anderen Seite der Pforte stand nicht wie sonst ein zweiter Ritter, sondern der ausgestopfte Balg eines riesigen Grauns. Er maß die doppelte Länge eines gewöhnlichen Grauns, und seine beiden oberen Glieder waren zu einer bedrohlichen, kämpferischen Pose erstarrt.*

*»Ein schreckliches Ding«, sagte Vermyllar und erschauerte.*

*Annelyn lächelte ihn an. »Ach«, sagte er in heiterem Tonfall, »es läßt sich leicht in etwas Schönes verwandeln.«*

*Vermyllar runzelte die Stirn. »Nein. Was redest du da, Annelyn ? Man kann doch einen Graun nicht schön machen. Mein Großvater war ein Sohn des Menschwurms. Ich weiß Bescheid. Unmöglich.«*

*»Unsinn«, entgegnete Annelyn. »Es ist ganz einfach. Um einen Graun wunderschön zu machen, braucht man ihn bloß zu bedecken.«*

*»Ihn bedecken?«*

*»Ja. Mit Champignonsauce.«*

*Vermyllar zog eine Grimasse und fing gegen seinen Willen zu kichern an. Aber plötzlich... plötzlich kam Leben in den großen Graun. Er jagte die beiden Jungen den Tunnel hinunter und fraß Vermyllar, während Annelyn schreiend fliehen konnte.*

Die Grauns hatten ihn eingekreist, wedelten mit den dünnen, teuflischen Armen in der Luft und rückten langsam auf den Jungen zu, obwohl er sich mit der

Fackel gegen sie zur Wehr setzte. »Nein«, rief er, »nein. Ihr könnt nicht näher kommen. Nein. Ihr scheut das Licht.« Aber die Grauns, die augenlosen, blinden Grauns, kümmerten sich weder um seine Rufe noch um die Fackel. Gebückt, rhythmisch von einer Seite zur anderen schlenkernd und grunzend, rückten sie näher an ihn heran. Im letzten Augenblick dachte Annelyn an die Champignonsauce, die er in einem Ledersäckchen am Gürtel mit sich trug und die die Grauns sicherlich in die Flucht schlagen würde. Jeder wußte, wie groß die Angst der Grauns vor Champignonsauce war. Aber bevor Annelyn ihnen die Sauce entgegenschleudern konnte, hatten ihn die weichen, weißen Hände in die Dunkelheit gezerrt.

*Er war mit schweren Ketten an Armen und Beinen auf einfahrbares Bett gebunden worden und litt schreckliche Schmerzen. Er hob langsam und mühevoll den Kopf und blickte in die Kammer des Meisters der Umwälzung. Im düsteren, violetten Licht erkannte er verschwommen den Fleischbeschaffer, der am Fußende des Bettes kniete und an seinem Sprunggelenk nagte. Der Umhang, den der Fleischbeschaffer trug, schien aus der gegerbten Haut von Vermyllar genäht zu sein.*

Die Visionen verloren an Schärfe. Annelyn wachte in völliger Dunkelheit auf. Er lag auf einem staubigen, felsigen Untergrund und spürte am ganzen Körper Druckstellen von scharfkantigen Steinen. Sein Fußgelenk schmerzte. Er richtete sich auf, tastete die schmerzende Stelle ab und stellte erleichtert fest, daß der Fuß bloß umgeschlagen war. Dann untersuchte er den Rest des Körpers. Alle Knochen schienen heil geblieben zu sein.

Die Streichhölzer waren noch da, Wurm sei Dank. Aber das Messer fehlte, es mußte irgendwann während der Flucht oder des Sturzes verlorengegangen sein. Wo war er?

Er stand auf und stieß mit dem Kopf gegen eine niedrige Decke. Die Schmerzen im Gelenk waren nicht auszuhalten. Annelyn verlagerte sein Gewicht auf das andere Bein, streckte den Arm aus und lehnte sich gegen die Wand. Die Wand war weich und zerbröckelte unter dem Druck seiner Hand. Eine seltsame Höhle, dachte Annelyn, eine Höhle aus Lehm und Dreck, nicht etwa aus Stein oder Metall. Er tastete zögernd über die Oberfläche, ging ein paar Schritte weit und stellte fest, daß sowohl Decke als auch Boden schrecklich uneben waren. *Wo war er?*

Er erinnerte sich an den Sturz. Er war vor dem Graun durch die riesige Kammer davongelaufen, in ein Loch gefallen und hier unten gelandet. Vielleicht hatten ihn sogar die Grauns gefunden und an diesen Ort verschleppt, aber das schien ihm unwahrscheinlich zu sein. Sie hätten ihn mit Sicherheit getötet. Nein, er war wohl in einen schräg abfallenden Schacht gefallen, ohnmächtig geworden und bis an diese Stelle gerutscht. So etwa mußte es gewesen sein. Auf jedem Fall konnte Annelyn kein Loch in der Decke erkennen. Über ihm war nichts als trockener, bröseliger Lehm, und wenn er sich bewegte, rieselte feiner Staub auf ihn nieder.

Ein neuer Schrecken überkam ihn. Diese Höhle war sehr trocken und spröde. Wenn die Decke einstürzte, saß er wirklich in der Falle. Es gäbe keinen Ausweg mehr, nie mehr. Wohin konnte er jetzt gehen?

Eins war klar: Hier konnte er nicht bleiben. Die heiße, stickige Luft beklemmte ihn. In den pulvertrockenen

Wänden waren nirgends Luftschächte auszumachen. Zu allem Übel wurde Annelyn hungrig. Wie lange mochte er schon hier unten sein? Wann waren er, Riess und Vermyllar zu ihrem Rachezug aufgebrochen? Vor ein paar Stunden – oder vor Tagen? Wann hatte er zum letzten Mal gegessen oder getrunken? Er wußte keine Antwort.

Annelyn humpelte los, schonte den schmerzenden Fuß und tastete mit den Händen an der Wand entlang. Meist mußte er gebückt gehen, denn die Decke war sehr niedrig. Trotz der Vorsicht, mit der er sich voranbewegte, stieß er zweimal mit dem Kopf gegen hervorspringende Felszacken. Die Beulen an der Stirn ließen ihn den schmerzenden Knöchel vergessen.

Bald machte sich in der Höhle eine Veränderung bemerkbar. Je weiter er ging, desto klammer wurden die Wände. Schließlich waren sie spürbar feucht, fast schlammig. Annelyn konnte die Faust in die Wand eingraben und den kalten Lehm zwischen den Fingern hervorquellen lassen. Mit jedem Schritt sanken seine Stiefel tiefer ein. Zog er einen Fuß aus dem modrigen Untergrund, so entstand ein saugendes, schmatzendes Geräusch. Die Luft wurde immer stickiger. Annelyn dachte daran umzukehren, als er einen eigenartigen Geruch wahrzunehmen glaubte.

Er beschloß, ein Streichholz zu opfern.

Die Flamme brannte nur eine Minute, aber das reichte ihm. Er hatte sich umgedreht und konnte gerade noch sehen, wie etwas Wildes, Finsteres raschelnd in die Dunkelheit wegtauchte: ein augenloser, behaarter Schatten auf vielen Beinen. Zwischen einem Deckenvorsprung und der Wand hing ein Spinnengewebe, das er mit heruntappender Hand auf

dem Hinweg zerrissen hatte. Eine Spinne sah er nicht. Vielleicht war sie von einem anderen Höhlenbewohner gefressen worden. Rechts und links klafften verschieden große Löcher in den Wänden. Wurmlöcher, dachte Annelyn. Er hob ein Bein an und sah, daß sein Stiefel mit Dutzenden kleiner grauer Schnecken bedeckt war, die gierig am Leder nagten. Bevor die Streichholzflamme zum letzten Mal aufflackerte, hatte Annelyn einen Großteil der Schnecken vom Stiefel gepflückt und zwischen Daumen und Zeigefinger zerquetscht. Dann steckte er sie in den Mund. Sie schmeckten bitter und waren kaum zu vergleichen mit dem zarten Fleisch der fetten Schnecken, die von den *Yaga-la-hai* bei besonderen Anlässen serviert wurden. Aber Annelyn aß sie, selbst auf die Gefahr hin, daß er sich an ihnen vergiften konnte. Er war hungrig, und der Saft befeuchtete seine trockene Kehle.

Das Streichholz war verloschen, und Annelyn beschloß, in der selben Richtung weiterzugehen. Hier traf er auf Leben, während hinter ihm nur Trockenheit und Tod lagen. Er konnte immer noch umkehren, falls die Luft schlechter werden sollte.

Und sie wurde schlechter. Der Gestank war kaum mehr zu ertragen. Ein süßlicher Verwesungsgeruch füllte die Höhle und brachte Annelyn fast zum Erbrechen. Irgendwo mußte ein Kadaver liegen.

Annelyn stolperte weiter, hielt sich die Nase zu und versuchte, durch den Mund zu atmen. Er betete, der Weiße Wurm möge ihn an dem verwesenden Aas vorbeiführen.

Aber er trat mitten hinein.

Zuerst tappte er noch durch klebrigen Lehm, dann fühlte er plötzlich einen elastischen Widerstand, der unter

dem Druck seiner Stiefel aufbrach. Bis zu den Waden versank er in einer breiigen, zähen Flüssigkeit. Ein beißender, schrecklicher Gestank schlug ihm entgegen. Annelyn würgte die Schnecken aus, die er soeben gegessen hatte, und taumelte zurück.

Keuchend lehnte er an der Wand, vergrub die Nase in der Armbeuge und suchte mit der freien Hand nach einem Streichholz. Er zündete es an und beugte sich vor, um zu sehen, in was er hineingetreten war. Seine Hand zitterte. Bis auf die Streichholzflamme konnte er zunächst nichts erkennen. Er trat einen Schritt vor.

Der Weiße Wurm lag verwesend in der Höhle.

Annelyn schreckte zurück, und die Flamme verlosch. Er brauchte eine Weile, um sich von dem Schock zu erholen. Dann steckte er ein weiteres Streichholz an. Es beleuchtete einen Teil des langen Kadavers. Zehn Streichhölzer waren insgesamt nötig, um sicheren Fußes an ihm vorbeizukommen.

Der Wurm – Annelyn war schließlich der Überzeugung, daß es sich doch nicht um den Weißen Wurm handeln konnte – hatte ein spätes Verwesungsstadium erreicht und den Punkt der Reife weit überschritten, wofür Annelyn sehr dankbar war. Der gärende Rest stank schlimm genug. Obwohl der Wurm ineinandergefallen war, füllte er die Höhle noch zu zwei Dritteln aus. Annelyn mußte sich an der Wand entlangquetschen, um ihn passieren zu können. Tausende von kleinen Würmern und anderen Kriechtieren hatten das riesige Aas zerfressen. Manche speisten immer noch daran. Unter der milchig-transparenten Haut des großen Wurms sah Annelyn das Gewimmel kleiner Tiere.

Die Haut war das eigentlich Entsetzliche. Während das Fleisch zu einem ekligen Brei verwest oder von

Aasfressern verzehrt worden war, schien die Haut noch völlig intakt zu sein. Sie glich dickem Leder, war zwar spröde und rissig, aber im großen und ganzen unversehrt.

Ja, das Schreckliche war, daß sie offensichtlich von nichts zerstört werden konnte.

Ebenso grauenhaft war das Maul. Annelyn sah es nur kurz in der Streichholzflamme aufleuchten. Es hatte Zähne, genauer gesagt Zahnreihen. Fünf konzentrische Kränze saßen hintereinander in dem kreisförmigen Maul, das groß genug war, um Kopf und Schultern eines ausgewachsenen Mannes zu verschlingen. Die inneren Zahnreihen bestanden aus gewöhnlichem Knochenmaterial. Die Zähne des äußersten, größten Ringes schimmerten blauschwarz und schienen aus Metall zu sein.

Das, was den Anblick des Wurms schließlich auch noch so entsetzlich machte, war seine Länge. Annelyn hatte sie gemessen, Schritt für Schritt, ein Streichholz nach dem anderen. Der Wurm war mindestens zwanzig Fuß lang.

Ohne noch mehr Streichhölzer zu vergeuden, machte er sich, so schnell er konnte, davon. Lärmend lief und stolperte er durch die Dunkelheit, bis der Gestank nur noch seinem Gedächtnis anhaftete und er wieder frei atmen konnte. Auf der Flucht nach vorn fand Annelyn eine Erklärung dafür, warum die Höhle so seltsam anmutete. Ein Wurmloch. Er kicherte wie von Sinnen. Das mußte ein Wurmloch sein.

Als die Luft wieder sauber und erträglich war, verlangsamte er den Schritt. Er hatte keine andere Wahl, als in gleicher Richtung weiterzugehen.

Er erinnerte sich an das unverständliche Zeug, das der Fleischbeschaffer im Zusammenhang mit den Meistern

der Umwälzung geplappert hatte. Die Bemerkung über »große, weiße Freßwürmer, die tagtäglich zu einer größeren Zahl heranwachsen«, war ihm völlig abstrus vorgekommen. Jetzt aber ergab sie einen Sinn. Der Fleischbeschaffer hatte von den Meistern der Umwälzung gesprochen und von deren Schöpfungen, die die Grauns bedrohen sollten. Zum ersten Mal in seinem Leben empfand Annelyn Mitleid mit den Grauns.

Die Höhle machte einen Bogen. Langsam tastete sich Annelyn voran.

Dann sah er ein Licht.

Zuerst wollte er seinen Augen nicht trauen. Aber er täuschte sich nicht. Das Licht war ein violettes Glühen und so schwach, daß es fast von der Dunkelheit der Höhle verschluckt wurde. Seine Augen waren jedoch mittlerweile so empfindlich geworden, daß sie jeden noch so geringen Schimmer wahrgenommen hätten. Ohne das Tempo zu beschleunigen, ging er auf das Licht zu. Er wagte es nicht, Hoffnung aufkommen zu lassen. Je näher er kam, desto größer wuchs die Lichtquelle. Doch sie wurde nicht heller und blieb ohne Leuchtkraft. Außer ihr war nichts zu erkennen.

Nach einer Weile konnte Annelyn sehen, daß die Lichtquelle rund war. Das Ende der Höhle. Das Wurmloch schien in irgendeinen Raum zu münden.

Erst als die glühende Scheibe zur Größe eines Mannes herangewachsen war, faßte Annelyn sich ein Herz und fing vor Erregung zu zittern an. Er lief die letzten Meter, rannte auf den violetten Hoffnungsschimmer, das magische Lichtportal, zu. Er stemmte die Arme gegen die Höhlenwände und blickte durch die Öffnung nach unten.

Sein Atem stockte.

Unter ihm lag eine riesige Kammer, größer noch als die

des Meisters der Umwälzung. Das Wurmloch, in dem er stand, war ein runder Einschnitt hoch oben in der steinernen Wand des Saales. Er sah Hunderte von anderen Wurmlöchern. Die meisten waren leer, aber in manchen bewegte sich etwas. Decke, Wände und Boden überwucherte ein fleischiger Pilz, der dem Gewächs im Thronsaal des Fleischbeschaffers ähnlich sah. Violett, bizarr, unheimlich. Der ganze Raum wurde vom diffusen Licht des phosphoreszierenden Pilzes durchflutet.

Da stand ein großer Behälter, gefüllt mit irgendeiner Flüssigkeit. An der Decke hingen Kugeln, aus denen eine andere Substanz tropfte. Im heißen Schwall der Luftschächte wehten fadenförmige Gewächse. Aber von alledem nahm Annelyn kaum Notiz. Er starrte auf die Würmer.

Freßwürmer. Riesen mit einer Länge von vierzig Fuß, kleinere von der Größe des Kadavers, auf den er gestoßen war, tote Würmer und ein millionenfaches Gewimmel von Nachwuchs. Dieser Saal war ein Nest der Freßwürmer, ein gigantischer Brutkasten, ein Kindergarten der Ungeheuer. Aber kein Gefängnis; nicht für Wesen, die sich durch Gestein beißen konnten, nicht für diese Schreckgestalten aus durchschimmerndem Fleisch und Zähnen aus Eisen. Annelyn schlug das Zeichen des Wurms, wurde sich im selben Augenblick der Bedeutung dieser Geste bewußt und kicherte irre. Er war ein toter Mann.

Wie angewurzelt stand er da, während unter ihm die Schattenwesen durch das feuchte Violett des düsteren Raumes glitten.

Es dauerte eine Weile, bis Annelyn endlich wieder einen klaren Gedanken fassen konnte. Keines dieser Monstren schien auf ihn zuzukommen. Noch hatten sie

ihn nicht bemerkt, und das schürte sein winziges Hoffnungsfeuer. Er war entschlossen, für sein Überleben zu kämpfen. Die Augen brannten vor Anstrengung, als er den schüsselförmigen Raum aufmerksam musterte.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Raums entdeckte Annelyn senkrecht zur Wand verlaufende Konturen. Der Pilzbewuchs war an diesen Stellen zu Falten aufgeworfen, die sich an der Decke fortsetzten und bei den Kugeln zusammenliefen. Rohre, dachte Annelyn. Wasserleitungen. Die *Yaga-la-hai* kannten Wasserleitungen, obwohl sie dafür keine Verwendung hatten.

Auf dem Boden glaubte Annelyn klobige, überwucherte Gegenstände ausmachen zu können. Die Würmer krochen über sie hinweg und an ihnen vorbei. Unter dem violetten Überzug schien an manchen Stellen Metall aufzublinken. Aber Annelyn war sich nicht sicher und wußte nicht, wozu diese Entdeckung gut sein sollte.

Auf der rechten Seite des gewölbten Raumes sah er unter dem Pilzbewuchs eine schwach glänzende Erhebung. Rohre? Nein. Ein graphisches Muster. Jetzt war es deutlich zu erkennen: ein Theta, umgeben von Wurmlöchern.

Annelyn berührte das mit Gold gestickte Abzeichen auf seiner Brust. Vielleicht war *das der* Grund, warum die Freßwürmer nicht über ihn herfielen. Was hatte der Fleischbeschaffer noch gesagt? Die Meister der Umwälzung schufen die großen Würmer und andere Ungeheuer. Sie trugen das Theta-Zeichen, waren die besten Freunde der *Yaga-la-hai* und die ärgsten Feinde der Grauns... War es möglich, daß diese Monstren nur Grauns fraßen? Daß sie ihn für einen Meister der Umwälzung hielten und ihn deshalb verschonten?

Annelyn konnte dieser Erklärung keinen Glauben

schenken. Wie sollten ein paar goldene Fäden diese Ungeheuer aufhalten? Annelyn warf noch einen Blick auf das Zeichen an der Wand und ließ den Gedanken fallen.

Er richtete wieder seine Aufmerksamkeit auf den Raum. Hier und da entdeckte er Ausgänge.

Im ganzen waren es drei, in jeder Wand einer. Ein vierter Ausgang lag wahrscheinlich unter ihm. Aber von seinem Standort aus hatte er keinen Einblick. Die Tore vor jedem dieser Gänge waren doppelflügelig und bestanden offensichtlich aus Metall. Das Tor unter dem Theta-Zeichen schien felsenfest verrammelt zu sein. Annelyn konnte ein paar Details ausmachen. Er sah schwere Riegel, Querstreben und Schlösser.

Zugerostet, dachte er. Wie lange schon? Unmöglich, dieses Tor zu bewegen. Aber welcher Ausweg blieb sonst? Die anderen Gänge waren Wurmlöcher. Selbst diejenigen, die leer zu sein schienen, würden nach wenigen Metern graun-finster sein. Das Risiko, einem Freßwurm zu begegnen, war zu groß. Annelyn wollte lieber alle anderen Risiken eingehen.

Bleibe er hier, so würde er verhungern oder schließlich doch von den Würmern angefallen werden. Er mußte entweder vor oder zurück.

Er wußte, was hinter ihm lag. Die Höhle des toten Wurms war zwar sicher, aber dahinter erwartete ihn die riesige Kammer, Grauns und eine unendliche schwarze Leere. Nie würde er den Tunnel wiederfinden, durch den er dorthin gelangt war. Diesen Weg schloß Annelyn aus.

Er seufzte. So lange hatte er bereits die Dunkelheit durchstreift! Er war müde und fühlte sich dem drohenden Unheil ohnmächtig ausgeliefert. An den Fleischbeschaffer und seine Rache dachte er nicht mehr. Er war verloren, egal zu welchem Entschluß er auch

kommen würde. Die Grauns, die Meister der Umwälzung, das Dritte Volk – all das war für ihn jetzt ohne Bedeutung.

Damals, während eines Maskenballs, hatte er sich einen Freidenker genannt. Aber jetzt kehrten die uralten Gebete und heiligen Formeln in seine Erinnerung zurück, die so oft vom Menschenwurm mechanisch heruntergeleiert worden waren. Annelyn hatte sie meist spöttisch belächelt. Aber jetzt schienen sie zu ihm zu sprechen. Sie tanzten in einem makabren Reigen durch seinen Kopf und purzelten ihm über die Lippen. Mit fistelnder Stimme sprach er die Worte aus. Selbst Riess (der pummelige, tote Riess) hätte in diesem Augenblick so leise und zaghaft gesprochen.

»Der Weiße Wurm hat viele Namen«, sagte Annelyn mit starrer Miene, »doch nicht einer war den Menschenkindern heilig. Jahrhundertlang lästerten sie über ihn. Wir aber sind Kinder des Wurms, und wir lästern nicht. Der Weiße Wurm läßt sich nicht spotten. Er ist die letzte Kraft im Universum, und der Weise wartet gelassen auf seine Ankunft, tanzt und feiert während der Zeit, die ihm verbleibt.

Preiset den Weißen Wurm, der da heißt Yaggalla. Und trauert nicht, auch wenn unser Licht versiegt und stirbt.

Preiset den Weißen Wurm, der da heißt Verfall. Und trauert nicht, auch wenn unsere Kräfte nachlassen und scheitern.

Preiset den Weißen Wurm, der da heißt Tod. Und trauert nicht, auch wenn das Leben verlischt und alles vergeht.

Preiset den Weißen Wurm, der da heißt Entropie. Und trauert nicht, auch wenn die Sonne für immer untergeht.

Das Ende naht. Feiert. Die Schiffe sind fort. Trinkt. Die

Schlachten sind geschlagen. Tanzt. Und preiset, preiset den Weißen Wurm.«

Stille. Annelyn blickte auf die langen, bleichen Ringeltiere hinab. Wie dumm von ihm, sich gegen das Schicksal aufzulehnen. Die Schlachten waren geschlagen. Es gab kein Zurück.

Annelyn versuchte, im Pilzbewuchs, der bis an den Rand des Wurmlochs wucherte, Halt zu finden. Aber die Pflanzen ließen sich zu leicht aus der Wand herausreißen. Er konnte nur noch springen und darauf hoffen, daß ihm die Knochen heil blieben und der Pilzteppich wirklich so weich war, wie er aussah. Mit dem Gesicht zur Wand ließ sich Annelyn so weit wie möglich an den Händen hinab, blickte an den Füßen vorbei nach unten, wartete, bis der Boden frei von Würmern war, und sprang.

Der Aufprall war hart, obwohl er ihn mit den Beinen abzufedern versucht hatte. Der dicke, mehrere Schichten starke Bodenbewuchs hatte zwar die Landung gedämpft, dafür aber seine Beine unterm Körper wegrutschen lassen. So stürzte Annelyn mit voller Wucht in das Gewirr violetter Fäden. Benommen, aber unverletzt stand er auf. Glühende Pilzstückchen klebten an den schwarzen Kleidern.

Mit einem Schlag war seine Immunität aufgehoben. Ein Wurm von der Größe eines Männerbeines kroch auf ihn zu. Das Maul kräuselte sich rhythmisch. Mit voller Kraft rammte Annelyn einen Stiefel in den Angreifer und vergaß dabei den verletzten Knöchel, der sich nun wieder schmerzhaft in Erinnerung brachte. Der Wurm lag zerquetscht am Boden, tief im violetten Gewächs vergraben. Seine Haut schien nicht so dick und stark zu sein wie die seiner größeren Artgenossen.

Unzählige blasse Würmchen kamen zwischen den

plattgetretenen Pilzen zum Vorschein. Sie waren so klein, daß Annelyn sie kaum sehen konnte. Einer der Giganten hatte ihn nun bemerkt. Er glitt über den schlafenden Körper eines anderen hinweg und kam näher. Annelyn blickte sich um. Von allen Seiten rückten Würmer heran.

Die Wand war nur wenige Schritte entfernt. Und die vierte Tür, auf die er gehofft hatte. Sie war wie die anderen verschlossen und zugewachsen, aber er konnte sie erreichen, ohne über Hunderte von Würmern steigen zu müssen.

Er schleppte sich dorthin und spürte plötzlich einen scharfen Schmerz. Ein kleiner Freßwurm hatte sich in seiner Wade festgebissen. Annelyn riß ihn los, schwang ihn sich wie ein Lasso über den Kopf und schleuderte das Biest quer durch den Raum, wo es gegen den Rand des riesigen Behälters prallte. Annelyn wandte sich wieder dem Ausgang zu und kratzte in wilder Hast den Pilzbewuchs herunter. Er fand drei Riegel. Den obersten versuchte er mit der Handkante aufzuschlagen. Einmal, zweimal, dreimal. Der schwere Metallschaft war um einen Zentimeter verrutscht. Noch ein Hieb, und der Rost, der Riegel und Führung zusammengeschweißt hatte, blätterte ab. Das Eisen ließ sich ganz herausziehen.

Er drehte sich um, hielt den Riegel wie einen Knüppel gepackt, holte aus und schlug mit aller Wucht auf einen herangekrochenen Freßwurm ein. Die Haut des Tieres platzte auf, aber nur ein Stück, ein kleines Stück. Das Tier war alt und so lang wie Annelyn. Es schwitzte eine sonderbare Flüssigkeit aus, krümmte sich zur Seite und stieß mit einem noch größeren Wurm zusammen. Das Ungeheuer war durch einen Schlag nicht zu bezwingen.

Annelyn konnte gegen seine Angreifer nichts ausrichten. Noch einmal schlug er mit dem

Metallknüppel zu und wandte sich dann wieder der Tür zu. Der mittlere Riegel gab nach drei gezielten Schlägen nach. Der Griff des unteren Riegels zerfiel bei der ersten Berührung in kleinste Rostteilchen. Wild hämmerte Annelyn gegen den Rest der Verankerung, bis auch der zersprang. Etwas biß ihn. Er schrie auf, zerrte an den rostigen Türgriffen und brach sie aus dem Schloß heraus. Die Tür hatte sich nur einen Spalt breit geöffnet. In panischer Angst kratzte er an dem spröden Metall und grub die Finger in die entstandene Fuge. Er spürte die Monstren im Rücken. Mit der ganzen Kraft, die er noch hatte, stemmte er sich zurück.

Die Scharniere kreischten, das Metall knirschte. Die Tür gab nach, trotz des Widerstandes, den der dichte Pilzteppich entgensetzte. *Sie gab nach!* Fünf Zentimeter, zehn und dann mit einemmal fünfzehn Zentimeter. Das reichte aus. Annelyn hielt die Luft an, preßte die Schulter in den Spalt und schlüpfte in die stille Dunkelheit hinter der Tür. Dann warf er sich auf den Boden und versuchte, den Wurm abzuschütteln, der an seinem Bein hing. Annelyn wälzte sich hin und her, bis das Tier zu Schleim zerquetscht an den Kleidern klebte.

Er stand auf und zündete ein Streichholz an. Er wagte nicht, durch den Türspalt in die violette Hölle zurückzublicken.

Vor sich sah er einen kleinen, runden Raum mit metallenen Wänden. Gegenüber lag eine Tür, ebenfalls aus Metall und rund. In ihrer Mitte steckte ein Rad.

Das Streichholz ging aus. Pilzfetzen hingen immer noch an der Kleidung und in seinem hellen Haar. Weitere Reste lagen verstreut auf dem Boden und schimmerten matt. Annelyn zog an dem Rad. Aber es tat sich nichts. Er versuchte, es zu drehen. Wieder ohne Erfolg.

Schließlich fühlte er an der Achse des Rades eine mechanische Sperre. Mit äußerster Anstrengung gelang es ihm, den Hebel zur Seite zu drücken. Jetzt ließ sich das Rad bewegen, wenn auch mit Mühe.

Annelyn war schweißgebadet. Seine feuchten Handflächen glitten auf dem Metall ab. Er stellte plötzlich fest, daß es keinen Rost angesetzt hatte. Es war fest und kühl, wie ein Werkstück frisch aus den Schmieden der bronzenen Ritter.

Plötzlich machte sich von allen Seiten her ein Zischen bemerkbar. Aufgeschreckt fuhr Annelyn herum, aber keiner der Freßwürmer war durch den Türspalt gekrochen. Er wandte sich wieder dem Rad zu, drehte daran, bis es nicht mehr weiterging, zog, und die Tür schwenkte über gewaltige Angeln gleitend auf. Das Zischen wurde lauter. Ein ungeheurer Luftsog zerrte Annelyn durch die Öffnung.

Er zog die Tür hinter sich zu. Es war pechschwarz. Nur die kleinen Pilzstücke an seiner Kleidung glühten in der Dunkelheit. Besser hier, als in die Kammer der Freßwürmer zurückzumüssen, dachte Annelyn.

Die Streichhölzer. Er schüttelte die Schachtel. Der Vorrat ging zur Neige. Mit fühlenden Fingern zählte Annelyn die übriggebliebenen Hölzer. Höchstens ein Dutzend, mehr nicht. Vielleicht hatte er sogar einige doppelt gezählt. Er nahm ein Holz aus der Schachtel und rieb es an.

Unmittelbar vor ihm stand ein Graun.

Entsetzt sprang Annelyn einen Schritt zurück. Es war totenstill. Die Flamme wie eine Waffe vor sich hertragend, schlich er näher. Der Graun war immer noch da. Steinern. Irgend etwas trennte beide. Annelyn streckte die Hand aus. Glas. Erleichtert bewegte er die

Flamme auf und ab. Dann zündete er ein neues Streichholz an und fuhr mit der Inspektion fort.

Eine ganze Wand voll Grauns!

Annelyn überlegte kurz, ob er das Glas zerschlagen und einen der gefangenen Grauns essen solle, verwarf aber diesen Gedanken gleich wieder. Sie waren offensichtlich ausgestopft, und das seit vielen Jahren. Außerdem schienen sie keine gewöhnlichen Grauns zu sein. Männliche und weibliche Exemplare standen in langer Reihe abwechselnd nebeneinander. Jedes einzelne war teilweise enthäutet. Die herausgeschälten Stellen enthüllten Teile des Inneren. Daneben entdeckte Annelyn Graunstatuen, Schädel und sechsgliedrige Skelette. Ein Graun stach aus allen anderen hervor. Seine Kleidung war zwar farblos, aber ebenso kunstvoll und elegant wie die der *Yaga-la-hai*. Auf dem Kopf saß ein Helm, der auch von einem bronzenen Ritter hätte getragen werden können. In das schwarze Metall war ein halbmondförmiges, rotes Fenster als Sehschlitze eingearbeitet. Der Graun hielt etwas in der Hand. Es sah aus wie ein langgezogenes Rohr aus dem gleichen Material wie der schwarze Helm. Am seltsamsten jedoch waren die auf Helm und Rohr gemalten silbernen Thetas.

Annelyn ließ vier weitere Streichhölzer abbrennen, um die ganze Reihe der Grauns nach etwas Brauchbarem absuchen zu können. Die Reserve wurde knapp, aber zum Geizen gab es keinen Grund. Er fand nichts, tappte quer durch den Raum, stieß vor einen Tisch, umrundete ihn, stieß vor einen zweiten. Beide Tische waren leer. Schließlich ertastete er eine glasige Fläche. Hinter dieser Scheibe waren Würmer ausgestellt. Ausgestopft, präpariert oder in Glas gegossen, Annelyn konnte es nicht genau erkennen. Hauptsache, sie bewegten sich

nicht. Ein vier Fuß langer Freßwurm beherrschte den Schaukasten. Um ihn herum gruppierten sich Exemplare anderer Wurmart. Die meisten davon kannte Annelyn nicht, obwohl er sein Leben lang Würmer verspeist hatte. In einem Punkt waren sie alle gleich: Sie sahen gefährlich aus. Viele von ihnen hatten Zähne, was Annelyn besonders abstoßend fand. Anderen ragten Stacheln aus den Schwänzen.

Annelyn durchkämmte den Rest der Kammer. Sie war lang und schmal. Die Metallwände schienen die Zeit unbeschadet überstanden zu haben. Je eine große Rolltür war in die Stirnwände eingelassen. Überall standen Tische und Metallstühle herum, aber das interessierte Annelyn nicht. Dann fand er einen Gegenstand, der die Form einer Fackel hatte. Aber der Schaft war aus Metall und der Kopf aus Glas, völlig wertlos. Vielleicht könnte man die gläserne Kugel mit glühenden Pilzen füllen, dachte Annelyn. Er klemmte das Instrument unter den Arm. Da waren noch andere Dinge: klobige Sockel und kistenförmige Gegenstände aus Metall und Glas, vergleichbar mit denen, die er am Brückenrand in der Kammer des Letzten Lichts und im Thronsaal des Fleischbeschaffers gesehen hatte. Ihr Zweck blieb Annelyn ein Rätsel.

Die Streichhölzer waren fast alle aufgebraucht. Annelyn spürte, daß er irgend etwas übersehen haben mußte. Eine Sache beschäftigte ihn noch. Er ging zurück zur Graunvitrine und musterte den auffällig gekleideten Graun. Das Rohr in seiner Hand schien eine Waffe zu sein und trug ein Theta-Zeichen. Vielleicht konnte es von Nutzen sein, überlegte Annelyn. Mit dem Metallende der vermeintlichen Fackel hämmerte er gegen die Scheibe. Bei jedem Schlag entstanden mehr Sprünge und Risse,

aber das Glas hielt zusammen. Sein Arm schmerzte bereits vor Anstrengung. Er nahm die Fingernägel zu Hilfe und kratzte kleine Splitter aus den Rissen. Schließlich war das mühsam aufgebrochene Loch groß genug, um eine Hand hindurchstecken zu können. Annelyn zog die Waffe des Graun heraus und untersuchte sie.

Nach ein paar Minuten warf er sie verärgert weg. Er wußte nichts damit anzufangen.

Aber irgend etwas nagte immer noch in seinem Kopf. Er zündete ein Streichholz an und betrachtete den behelmten Graun. Da stimmte etwas nicht...

Mit einemmal wußte er auch, was. Der Helm, das rötliche Visier. Ein Graun hatte doch keine Augen! Annelyn vergrößerte das Loch in der Scheibe und hob den Helm vom Kopf des toten Grauns.

*Dieser Graun hatte Augen.*

Annelyn brachte die Flamme näher heran. Augen, kein Zweifel, klein und schwarz, tief in die Höhlen zurückgetreten, aber fraglos Augen. Der schwergewichtige, weibliche Graun unmittelbar daneben war ohne Augen, so wie die übrigen auch.

Das Streichholz ging aus. Annelyn stülpte den Helm über.

Um ihn herum wurde es hell.

Er schrie, wirbelte im Kreis, sprang auf und ab. Er konnte sehen! Er konnte den ganzen Raum sehen, mit einem Blick! Ohne Streichholz, ohne Fackel! Er konnte sehen!

Die Wände glühten schwach, rauchig rot. Die metallenen Sockel, acht an der Zahl, leuchteten hell orange, während die anderen Metallgegenstände schattig blieben. Die Türen waren dunkel, aber die Fugen der Tür,

durch die er gekommen war, ließen gelbliches Licht durchscheinen. Es pulsierte. Selbst die Luft schimmerte in einem geisterhaften Licht, deren Quelle nicht auszumachen war. Die ausgestellten Grauns und Würmer standen sich wie steinerne Denkmäler in zwei Reihen gegenüber, umspült von Licht.

Annelyn tastete mit den Fingern über das Theta auf dem Kamm des Helmes. Er trug eine Rune der Meister, soviel stand fest. Aber... aber warum hatte sie vor ihm ein *Graun* getragen?

Er dachte eine Weile über die Frage nach, hielt sie aber schließlich für belanglos. Das, was zählte, war der Helm. Er hob den Metallschaft wieder auf. Ein kühler, grauer Stab in der rötlich glimmernden Kammer. Die Glaskugel am Ende war bei dem Versuch, die Scheibe einzuschlagen, zersplittert. Die scharfkantigen Zacken, die noch im Schaft steckten, machten aus diesem Instrument eine wirksame Waffe. Fast heiter marschierte Annelyn auf die äußere Tür zu.

Die Höhle dahinter war düster, aber damit kam er zurecht. Manche Gänge der *Yaga-la-hai* waren auch nicht viel heller. Das, was er an Schatten und Konturen wahrnahm, reichte zur Orientierung aus. Einmal nahm er zögernd den Helm vom Kopf und war mit einem Schlag wieder erblindet. Durch das Visier glühten die kühlen Steinwände in einem fahlen Dunkelrot, die Luft schimmerte diesig, die Schächte, an denen er vorbeikam, wirkten wie orangefarbene Mäuler, die rötlichen Rauch ausspießen, der sich nach oben schlängelnd langsam auflöste.

Annelyn ging durch den leeren Tunnel. Diesmal narren ihn keine eingebildeten Visionen oder Geräusche. Wenn er an eine Kreuzung kam, schlug er den Weg ein,

der ihm gerade ohne besonderen Grund am meisten zusagte. Jede Treppe, die er fand, stieg er freudig hinauf. Zweimal machte er einen großen Bogen um schwach glimmende Schächte, die er für Wurmlöcher hielt. Einmal entdeckte er einen lebendigen Freßwurm – einen träge fließenden Strom aus rußigem Eis –, der vor ihm über eine Tunnelkreuzung kroch. Annelyns eigener Körper leuchtete, durch das Visier gesehen, in einem hellen Gelbrot. Die Pilzstücke, die immer noch an der zerrissenen Kleidung hingen, waren wie Klumpen aus gelbem Feuer.

Nach etwa einer Stunde begegnete er dem ersten lebendigen Graun. Das sechsgliedrige Scheusal glühte dunkelrot, weniger hell als er. Er sah es als leuchtenden Punkt am Rand seines Gesichtsfeldes aus einer Seitenhöhle auftauchen. Annelyn schlich an die Wand und ertastete den Weg, als wäre er blind. Das Ungeheuer heftete sich an seine Fersen und wurde immer kühner. Es war groß, wie Annelyn feststellte. Die Kleider hingen wie eine lockere zweite Haut über ihm. In einem seiner Fänge baumelte ein Netz, in dem anderen hielt es ein Messer. Annelyn fragte sich, ob es vielleicht derselbe Graun war, dem er vorher begegnet war.

Vor dem Absatz einer engen Wendeltreppe blieb Annelyn stehen, tastete mit den Händen herum und drehte sich um. Der Graun kam auf weichen Pfoten leise näher und hob das Messer. Annelyn hatte überhaupt keine Angst mehr. Er war bereit, im rechten Augenblick anzugreifen. Er klammerte die Hand um seinen mit Glas bespickten Schläger. Das Scheusal rückte näher. Jetzt könnte er es umbringen... doch er sträubte sich. »Bleib stehen, Graun!« sagte er, ohne eigentlich zu wissen, warum.

Der Graun sprang zurück, erstarrte und stieß ein paar kehlige Laute aus, die Annelyn nicht verstand. »Ich kann dich hören«, sagte der Junge, »und ich kann dich sehen, Graun. Ich trage eine Rune der Meister.« Er zeigte auf das goldene Theta an seiner Brust.

Der Graun wurde von Panik ergriffen, ließ das Netz fallen und rannte los. Annelyn verspürte fast Mitleid und ärgerte sich darüber, daß er mit dem Theta gedroht hatte. Impulsiv beschloß er, dem Graun zu folgen. Vielleicht würde er ihn zu einem Ausgang führen. Wenn nicht, so konnte Annelyn immer noch den Weg über die Treppe wählen.

Nach einer Verfolgungsjagd durch drei verschiedene Gänge verlor er das Ungeheuer aus den Augen. Der Knöchel schmerzte immer noch und hinderte ihn daran mitzuhalten. Trotzdem lief er weiter, in der Hoffnung, die Spur wiederfinden zu können.

Plötzlich tauchte das Wesen wieder auf, es kam auf ihn *zugestürzt*. Es sah ihn, bremste, blickte über die Schulter. Dann galoppierte es wild entschlossen mit geducktem Kopf auf vier Gliedern weiter, in einem der beiden anderen Glieder das gezückte Messer.

Annelyn holte mit dem Schläger aus, aber der Graun rannte unvermindert schnell auf ihn zu. Von einer plötzlichen Eingebung geleitet, langte Annelyn in die Tasche, kramte das letzte Streichholz heraus und zündete es an.

Der Graun kreischte auf. Mit gespreizten Gliedern bremste er, über den Boden rutschend, ab. Aber das war nicht die einzige Überraschung. Auch Annelyn wurde von der aufblitzenden Grelle geblendet. Er ließ das Streichholz fallen, röchelte und taumelte. Beide standen blinzeln einander gegenüber.

Aber da bewegte sich etwas anderes. Ein kalter, grauer Schatten kroch auf den Graun zu, Stück für Stück, Stück für Stück.

Annelyn schüttelte benommen den Kopf und riß die Augen auf. Ein Freßwurm, deutlich zu erkennen.

Tollkühn sprang er an dem Graun vorbei und schleuderte die glasbespickte Waffe in das kontrahierende Maul des Angreifers. Dann drehte sich Annelyn um und brachte den Graun mit einem Fußtritt in Bewegung.

Gemeinsam rannten sie los, stürmten auf Umwegen durch das Tunnellabyrinth und fielen erst dann in ein gemächlicheres Tempo zurück, als sie sich außer Gefahr wähnten. Vor einem schmalen Treppengang blieben sie stehen.

Der Graun sah ihn an. Annelyn stand mit leeren Händen vor ihm.

Der Graun hob das Messer und neigte den Kopf zur Seite. Annelyn ahmte die Bewegung nach, was dem Ungeheuer offensichtlich gefiel. Es steckte das Messer weg, hockte sich auf den staubigen Boden und fing an, eine Skizze zu malen.

Der Finger des Grauns hinterließ leuchtende Spuren, die eine Weile sichtbar blieben, sich aber dann rasch auflösten. Die dargestellten Zeichen waren für Annelyn unverständlich. »Nein«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Ich kann dir nicht folgen.«

Der Graun blickte auf. Dann erhob er sich, gestikulierte und stieg die ersten Stufen der Treppe hinauf. Er warf einen Blick zurück, um festzustellen, ob Annelyn folgte. Der Junge folgte.

Nach dieser Treppe stiegen sie eine zweite hinauf, gingen durch eine Reihe von breiten Höhlen und

kletterten über rostzerfressene Leitern durch enge Schächte. Der Weg führte durch weitere Gänge. Der Graun ging voran und blickte sich hin und wieder um. Annelyn trottete gehorsam hinter ihm her. Er war nervös, beruhigte sich aber mit dem Gedanken, daß ihn der Graun längst hätte umbringen können, wenn dies seine Absicht gewesen wäre. Sie trafen jetzt auf andere Grauns. Annelyn sah eine knöchrige, tote Gestalt mit einem langen Schwert und einem fehlenden Glied. Vor einer Kreuzung kauerten zwei, bewaffnet mit Messern.

Sie musterten ihn durch unheimliche augenlose Hautgruben. Später passierten Annelyn und sein Begleiter eine Gruppe von Grauns. Manche von ihnen trugen Gewänder, die bis zum Boden reichten und in vielen Farben schillerten. Alle wichen ein paar Schritte zurück. Annelyn entdeckte auch Wurmlöcher. Die meisten waren dunkel und kalt, aber einige umflutete ein fahler Lichtkranz, was den Jungen erschauern ließ. Nach weiteren Anstiegen und Abzweigungen – Annelyn hatte längst aufgehört, sich den Weg zu merken – kamen sie in eine große Kammer. Ein Dutzend Grauns hockte an langen Metalltischen über dampfenden Schüsseln und schaufelte sich Essen in die Mäuler. Sie nahmen Annelyn gleichgültig zur Kenntnis.

Der Junge roch den Duft der Speise – ein Pilzbrei; typische Fackelpflegernahrung – und verspürte plötzlich schrecklichen Hunger. Aber niemand bot ihm eine Schale an. Sein Begleiter sprach mit einem Graun, ein eklig fettes Individuum mit enorm deformiertem Kopf. Schließlich schob das Monstrum – es mußte noch um etliches schwerer sein als Groff, dachte Annelyn – die dampfende Schüssel zur Seite, stand auf und kam auf den Jungen zu. Während es den Eindringling musterte, fuhr

sein Kopf auf und ab, auf und ab. Annelyn biß die *Zähne* zusammen und unterdrückte seinen Ekel, als er von zwei weichen Handpaaren betatscht wurde. Doch es war halb so schlimm, wie er erwartet hatte. Der Graun kam ihm, wie er sich plötzlich eingestehen mußte, fast wie eine Person vor und nicht wie ein Ding.

Das Monstrum legte den Kopf auf die Schulter. Der Junge erkannte die Geste wieder und tat desgleichen. Nun faltete der Graun vier Hände zu einer riesigen Faust zusammen, die er auf und nieder schwang. Mit seinen beiden Händen ahmte Annelyn, so gut es ging, die Bewegung nach.

Dann zeigte der Graun mit einem ausgestreckten Finger nach oben und klopfte sich mit der anderen Hand an die Brust. Annelyn wollte auch dieses Zeichen imitieren, aber der Graun hielt ihn davon ab. Um einen bloßen Sehtest handelte es sich offenbar nicht. Annelyn blieb still.

Der Graun hielt zwei Finger der Hand eines oberen Gliedes nach oben, streckte die beiden Mittelglieder zu beiden Seiten hin aus und schüttelte den massigen Rumpf. Dann hob er auch die Hand des zweiten oberen Gliedes und spreizte drei Finger ab. Der Graun blickte von einer Hand zur anderen und wiederholte die Geste. In dieser Verrenkung blieb er stehen und sah Annelyn fragend an.

Annelyn blickte von der oberen Rechten des Grauns (zwei Finger) zur oberen Linken (drei) und erinnerte sich an die Worte des Fleischbeschaffers. Er hob die eigene Hand mit drei ausgestreckten Fingern.

Der Graun ließ alle Glieder wieder sinken, und sein immenser Rumpf fing erneut zu zittern an. Er wandte sich einem Artgenossen zu und sprach mit weicher,

klagender Stimme. Annelyn konnte dem Gespräch nicht folgen, hoffte aber, daß er sich verständlich gemacht hatte.

Schließlich ging der Anführer zurück an den Tisch, nahm Platz und beugte sich über seinen Pilzbrei. Annelyns Begleiter faßte den Jungen am Ellenbogen und forderte ihn auf zu folgen. Gemeinsam verließen sie die Kammer und marschierten durch ansteigende Höhlen nach oben.

Der Weg führte über Leitern und Treppen, durch lange Gänge, vorbei an entlangschlurfenden, vor sich himurmehnden Grauns. Annelyn spürte immer mehr das Ausmaß seiner Erschöpfung. Die letzten Kraftreserven, die ihn bis jetzt hatten durchhalten lassen, nahmen rapide ab. Der Knöchel schmerzte, die Wade schmerzte, die Hände schmerzten, er war ausgehungert, ausgedörrt und schmutzig und sehnte sich nach Ruhe und Schlaf. Aber der Graun trieb ihn unbarmherzig voran, und Annelyn hatte alle Mühe mitzuhalten.

Er nahm kaum Notiz von den Höhlen, die sie durchschritten, und nahm nur bruchstückhaft einige Dinge wahr.

Einmal zum Beispiel gingen sie durch einen schmalen Tunnelschlund, der so gespenstisch und unheimlich war, daß es Annelyn fröstelte. Im düsteren Licht erkannte der Junge pechschwarze Rohrleitungen unter der niedrigen Decke, von denen ein hämmerndes Geräusch ausging. Dunkle Nebelfetzen quirlten um sie herum und fielen dann wie Luftschlangen langsam zu Boden. Annelyns Füße versanken knöcheltief in kühlem, feuchtem Dunst. Unter den Rohren waren bedrohlich aussehende Metallhaken festgeschweißt. An zweien dieser Haken hingen die Kadaver seildünnere Würmer, von einer Art,

die Annelyn fremd war. An einem dritten Haken hing der arme, plumpe Riess, nackt und tot, wie eine aus Obsidian gehauene, obszöne Skulptur, die grotesk hin und her baumelte. Annelyn war versucht, das Zeichen des Wurms zu schlagen, verkniff es sich aber und schlurfte weiter. Hätte er statt drei nur zwei Finger hochgehalten, so würde er jetzt wahrscheinlich am Haken neben seinem ehemaligen Freund hängen.

Zwei Säle versetzten ihm einen mächtigen Schock, denn beide waren wohl die weitesten offenen Flächen, die er je gesehen hatte. In der einen war es so heiß, daß ihm Schweiß aus den Poren drang. Das gelbrot gleißende Licht der Luft brannte in den Augen. Der Raum war so riesig, daß man kaum bis ans andere Ende sehen konnte. Überall verliefen Rohre, dicke, dünne, manche seltsam dunkel, andere leuchtend hell. Wie metallene Würmer wanden sie sich kreuz und quer über Boden, Decken und Wände. Die weiten Deckenräume durchzog ein Netz aus schmalen Brücken und Seilen, auf denen unzählige Grauns mit ihren sechs Gliedern geschmeidig herumturnten, auf und ab kletterten, Räder und Hebel bewegten und riesige Behälter bedienten, die auf verschiedenen Höhen hingen und in grellweißem Licht loderten. Der Begleiter führte Annelyn auf unterster Ebene durch das Gewirr der Rohre, während die anderen vorbeieilenden Grauns kaum Notiz von ihnen nahmen.

Der zweite Saal, drei Ebenen weiter oben, war ebenso groß, aber völlig leer. Keine brennenden Kessel, keine Rohre, Brücken oder Seile. Der einzige Graun, den Annelyn entdeckte, war ein bewaffneter Jäger, der wie eine kleine, rote Wanze verloren auf der weiten Ebene des Raumes stand und sie beobachtete. Boden und Wände bestanden aus Stein, staubig, trocken und traurig

aussehend. Nur an einigen Stellen schillerten Metallverkleidungen in vielen Farbtönen. Als Annelyn mit seinem Begleiter an einer dieser Metallflächen vorbeikam, sah er auf ihr eine matt schimmernde, kunstvolle Zeichnung. Schwerer schwingende Grauns waren unscharf zu erkennen, die Giganten mit thetaförmigen Augen und wurmähnlichen Fingern bekämpften. Annelyn mußte angestrengt hinsehen, um die Szene zu deuten. So wie bei den Wandbehängen der *Yaga-la-hai* waren auch hier die Farben verschossen. Rostige Flecken hatten weite Teile des Bildes zerstört. Annelyn bemerkte noch etwas in dem großen, verlassenen Raum: Wurmlöcher. Der Boden war voll davon.

Danach gingen die beiden eine lange Strecke geradeaus. Als Annelyn zerbrochene Bronzefäuste an den Wänden entdeckte, vergaß er fast seine Müdigkeit. Er würde bald zu Hause sein. Die *Yaga-la-hai* hatten hier einmal gewohnt.

Plötzlich blieb der Graun stehen und hielt Annelyn auf.

Sie standen neben einem unvergitterten Luftschacht. Annelyn lächelte matt, langte in die Öffnung und berührte ein Seil.

Der Graun machte eine seltsame Geste, kehrte um und verschwand auf dem Weg, den sie gekommen waren. Annelyn beugte sich in den warmen Schacht, packte das Seil und kletterte los. Die Metallseiten leuchteten in einem freundlichen Rot, und die leicht diesige Luft driftete an ihm vorbei nach oben. Als er den ersten Zwischenabsatz erreichte, warf er einen orientierenden Blick durch die schattigen, quadratischen Öffnungen zu beiden Seiten und kletterte weiter.

Bei der nächsten Ebene stieg er aus dem Schacht, nahm

den Helm vom Kopf und klemmte ihn sich unter den Arm. Das große Metalltor stand offen. Annelyn kauerte im Schatten und wartete, bis sich seine Augen an das blasse, violette Licht gewöhnt hatten. Die Fackeln brannten nicht mehr, aber die pilzumwucherten Kugeln in der Kammer der Meister der Umwälzung leuchteten immer noch. Vom Fleischbeschaffer war keine Spur zu sehen, und so wagte sich Annelyn vor.

Als erstes griff er nach einer Waffe. Dann fand er auf einem Stoß rostender Klingen sein Rapier und nahm es freudig wieder in Besitz. Groffs Axt lehnte am Thron. Annelyn hob sie prüfend auf, legte das viel zu schwere und unhandliche Ding aber gleich wieder ab. Statt dessen steckte er Vermyllars Dolch unter den Gürtel und den von Riess in einen Stiefel. Für die Rache am Fleischbeschaffer wollte Annelyn gut gerüstet sein.

Dann durchsuchte er den Raum nach etwas Eßbarem. Er fand schließlich ein Proviantlager mit gepökelten, aufgehängten Fleischstreifen, gutes weißes Graunfleisch, aber auch Stücke von anderer Beute. Trotz seines Heißhungers konnte Annelyn nichts davon essen. Er begnügte sich mit einer Schüssel voll gewürzter Spinnen und einem Teller Champignons.

Nach dieser Mahlzeit ruhte er auf einem der fahrbaren Betten aus, war aber zu müde und ängstlich, um schlafen zu können. Statt dessen blätterte er in einem Buch, das aufgeschlagen neben dem Thron gelegen hatte. In dem mit starkem Leder eingebundenen Deckel waren ein Theta-Zeichen und andere Symbole eingraviert. Die Seiten sahen sehr mitgenommen aus. Einige fehlten ganz, manche waren feucht und verschimmelt. Den noch lesbaren Fragmenten konnte Annelyn keinen Sinn entnehmen. Die Symbole erinnerten vage an die

Schriften in den vernachlässigten Bibliotheken des Menschwurms. Annelyn hatte zwar von Vermyllar ein wenig lesen gelernt, der wiederum von seinem Großvater in dieser geheimnisvollen Kunst unterrichtet worden war, aber es half nichts. Hier und da konnte er ein einzelnes Wort entziffern, aber nie zwei Worte hintereinander. Selbst die Illustrationen blieben für ihn ein Rätsel aus wirren Strichen.

Annelyn legte das Buch zur Seite. Aus dem Luftschacht drangen Geräusche zu ihm herüber. Er stand auf, nahm den Helm und das Rapier und verließ den Raum, um im Dunkeln zu warten.

Bald darauf tauchte der Fleischbeschaffer auf. Er trug den Anzug aus weißen Graunhäuten und das farblose Cape. Über seiner Schulter hing der mit Spinnenseide gefesselte Körper eines Kindes. Es war ein Junge der *Yaga-la-hai*.

Annelyn trat einen Schritt nach vorn.

Erschrocken blickte der Fleischbeschaffer auf. Er hatte gerade die Beute von der Schulter losbinden wollen. Blitzschnell zog er das Messer.

»Aha«, sagte er. »Du also.«

»Ja, ich«, sagte Annelyn. Er drohte mit dem ausgestreckten Rapier, während der freie Arm den Helm umklammert hielt.

»Ich habe ein neues Seil in den Schacht gehängt und nach dir gesucht«, sagte der Fleischbeschaffer.

»Das konnte ich mir denken«, entgegnete Annelyn. »Deshalb bin ich geflohen.«

»Ja«, sagte der Fleischbeschaffer und lächelte. »Ich fürchtete schon, du wärst für immer verschwunden. So ist es besser. Die Grauns werden für dein Fleisch gut bezahlen. Übrigens, deine Freunde haben hervorragend

geschmeckt. Bis auf den Ritter. Der war leider etwas zäh.«

»Ich bin schon darauf gespannt, wie du schmeckst«, sagte Annelyn. Der Fleischbeschaffer lachte.

»Ich glaube jedoch, dein Fleisch ist faul«, fuhr Annelyn fort. »Deshalb werde ich es lieber den Freßwürmern vorwerfen.«

»So, so«, meinte der Fleischbeschaffer. »Du hast also deinen berühmten Witz noch nicht verloren.« Er verbeugte sich. »Die Beute auf meiner Schulter hindert mich. Darf ich sie losschneiden?«

»Natürlich«, sagte Annelyn.

»Ich will sie nach innen bringen, damit sie uns nicht im Weg liegt«, sagte der Fleischbeschaffer. »Wir könnten sonst ins Stolpern geraten.«

Annelyn nickte, wick ihm vorsichtig aus und unterdrückte ein Grinsen. Er wußte, was der Fleischbeschaffer vorhatte. Der häßliche Mann durchtrennte mit dem Messer den Strick, der das Kind auf den Rücken band, und legte den Körper hinter das Tor. Dann wandte er sich, umrahmt von violetterm Licht, wieder Annelyn zu. Lachend sagte er: » *Yaga-la-hai* und Grauns sind sich so ähnlich. Tiere, sowohl die einen als auch die anderen.« Er langte an das große Tor und warf es zu. Das Klirren des Schlosses klang Annelyn noch vom ersten Mal im Ohr.

»Ja, sie ähneln sich«, sagte Annelyn. »Sind aber keine Tiere.« Er setzte den Helm auf. Die Dunkelheit verflog wie dichter Nebel.

Der Fleischbeschaffer war lautlos zur Seite gesprungen. Ein breites Grinsen verzerrte sein Gesicht. Mit gezücktem Messer schlich er auf Annelyn zu.

Wäre Annelyn – so wie der unglückliche Groff – auf

die Stelle zugesprungen, wo der Fleischbeschaffer noch kurz vorm Zuschlagen des Tors gestanden hatte, so wäre er ihm ins offene Messer gerannt. Ein abgefeimter Trick. Aber Annelyn konnte sehen. Dunkelheit und Täuschung blieben ohne Wirkung. Und Annelyns Rapier war länger als das Messer des Fleischbeschaffers.

Annelyn drehte das Gesicht dem Feind zu, lächelte furchtlos und stürzte auf ihn zu. Der Fleischbeschaffer hatte kaum Zeit zum Reagieren. Auf einen Kampf unter gleichen Bedingungen war er nicht vorbereitet. Annelyn rammte ihm die Klinge in den Leib.

Dann stieß er den Körper in den Luftschaft und hoffte, er möge bis in alle Ewigkeit hinunterfallen.

In der Hohen Höhle war der Maskenball noch in vollem Gange, als Annelyn zu den *Yaga-la-hai* zurückkehrte. Verkleidete Männer und Frauen tanzten durch staubige Bibliotheken. Die Schatzkammern und Vergnügungsräume waren zum Feiern geöffnet. In der Höchsten Halle lag zwischen Tausenden von Fackeln Vermentor der Zweite. Die Kinder des Wurms tanzten um ihn herum und sangen Lieder über den Tod des Herrschers. Der Menschwurm hatte kein Gesicht mehr: Er war nun eins mit dem Weißen Wurm. Daneben standen, wie eine Woche zuvor, die Priesterchirurgen in weißen Kitteln, auf denen Skalpell und Theta abgebildet waren. Das Siebente Festmahl war soeben aufgetragen worden.

Annelyn entdeckte Caralee, die golden leuchtende Caralee, die bronzenen Ritter und einige seiner ehemaligen Freunde. Aber die meisten lächelten nur und witzelten, als er unerwartet durch das Tor schritt.

Manche erkannten ihn vielleicht nicht. Vor kurzem noch, während des Sonnenballs, hatte er in seinem

herrlichen Gewand aus Seide und Spinnengrau gepunkt. Jetzt sah er schrecklich abgemagert und zerschunden aus. Die Kleider hingen ihm wie die faulen Lumpen eines Champignonbauern in Fetzen vom Körper. Die Gäste murrt über sein unmaskiertes Gesicht, da die Zeit zur Demaskierung noch nicht gekommen war.

Bald hatten sie noch andere Gründe zum Murren. Annelyn, dieser fremde, veränderte Junge, stand regungslos in der Tür und ließ die Augen von einer Maske zur anderen springen. Dann ging er, ohne ein Wort zu reden, auf die große Festtafel zu, nahm eine eiserne Platte gefüllt mit weißem Graunfleisch und schleuderte sie quer durch den Raum. Einige lachten, andere waren weniger amüsiert und klaubten sich vereinzelte Fleischstückchen von den Schultern. Annelyn verließ den Raum.

Obwohl er seinen Sinn für schöne Kleider und viel vom ehemals so geistreichen Witz verloren hatte, wurde Annelyn zu einer bekannten Figur unter den *Yaga-la-hai*. Er redete endlos lange und eindringlich über vergessene Greuelthaten und Sünden vergangener Zeitalter, malte düstere Bilder von Monsterwürmern, die in den Tiefen des Hauses heranwuchsen und eines Tages nach oben kämen, um alle zu verschlingen. Er riet den Kindern des Wurms, sich mit den Grauns zu paaren, statt sie zu fressen, damit ein neues Volk heranwüchse, das den schrecklichen Riesenwürmern gewachsen wäre.

Während des langen Niedergangs des Hauses wurde nichts so sehr geschätzt wie das Neue, Ungewöhnliche. Obwohl Annelyn als grob und unmanierlich galt, ließ man sich gerne von seinen Geschichten und aufreizenden Respektlosigkeiten unterhalten. Das war auch der Grund dafür, warum er, zum Überdruß der bronzenen Ritter, am

Leben bleiben durfte.

*Aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael Windgassen*

## Bitterblumen

Als er endlich gestorben war, stellte Shawn beschämt fest, daß sie ihn noch nicht einmal begraben konnte.

Sie besaß keine geeigneten Grabwerkzeuge; nur ihre Hände, das Langmesser, das an der Hüfte festgebunden war, und ein kleineres Messer im Stiefel. Aber damit ließ sich hier gar nichts ausrichten. Unter der dünnen Schneedecke war der Boden hart wie Fels gefroren. Shawn war sechzehn, nach der Jahreszählung ihrer Familie, und der Boden war schon ihr halbes Leben lang gefroren gewesen. Die jetzige Jahreszeit hieß Tiefwinter, und es war kalt auf der Welt.

Obwohl sie schon vorher wußte, wie sinnlos das Unterfangen war, versuchte Shawn zu graben. Sie suchte sich ein Fleckchen Erde aus, nur ein paar Meter von dem groben Schrägdach entfernt, das sie zu ihrer beider Schutz gebaut hatte. Shawn brach die dünne Schneekruste auf und schob die Stücke mit den Händen beiseite. Dann begann sie mit dem kleineren Messer auf der Erde herumzuhacken. Aber der Boden war härter als Stahl. Die Klinge zerbrach, und Shawn starrte sie hilflos an, wußte sie doch, wie wertvoll so ein Messer war, und wohlwissend, was Creg zu ihr sagen würde. Dann versuchte sie weinend mit den Händen die Erde aufzukratzen, bis ihre Finger schmerzten und die Tränen auf ihrer Gesichtsmaske gefroren. Es war nicht richtig von ihr, ihn ohne Beerdigung hier liegenzulassen; er war ihr Vater, Bruder und Liebhaber gewesen. Und er war immer nett zu ihr gewesen, und sie hatte ihn nie enttäuscht. Jetzt konnte sie ihn nicht einmal mehr beerdigen.

Schließlich wußte sie nicht mehr, was sie noch tun

konnte, und küßte ihn ein letztes Mal. – Eis war in seinem Bart und seinen Haaren, und sein Gesicht war unnatürlich von Schmerz und Kälte verzerrt, aber trotzdem gehörte er noch zur Familie. Dann kippte sie das Schrägdach auf seinen Körper und vervollständigte die Bahre mit Ästen und Schnee. Das war nutzlos, und sie wußte es: Vampire und Windwölfe würden es leicht beiseite schieben, um an sein Fleisch zu kommen. Aber Shawn wollte ihn nicht ohne irgendeinen Schutz zurücklassen.

Sie beließ ihm seine Skier und seinen großen Silberholzbogen, dessen Sehne in der Kälte entzweigerissen war. Aber sie nahm sein Schwert und seinen schweren Fellumhang. Bei der Menge ihres Gepäcks machte das auch nicht mehr viel aus. Fast eine Woche hatte sie ihn gepflegt, nachdem er von dem Vampir verwundet worden war. Der lange Aufenthalt unter dem Schrägdach hatte den Großteil ihrer Nahrungsmittel aufgezehrt. Shawn hoffte, jetzt leichter und schneller reisen zu können. Sie zog sich die Skier an, blieb noch eine Weile neben dem behelfsmäßigen Grab stehen, das sie ihm errichtet hatte. Während sie sich auf ihre Skistöcke stützte, sagte sie ihm ein letztes Mal Lebewohl. Dann fuhr sie über den Schnee los, durch die erschreckende Stille der Tiefwinterwälder in Richtung Heim, Feuer und Familie. Mittag war gerade vorüber. In der Dämmerung wußte Shawn, daß sie es nie schaffen würde.

Sie war jetzt ruhiger, dachte rationaler. Ihre Klagen und ihre Scham hatte sie bei seinem Leichnam zurückgelassen, wie man es ihr beigebracht hatte. Die Stille und die Kälte waren allgegenwärtig um sie herum. Aber die lange Skifahrt hatte sie erröten lassen, und es

war ihr fast warm unter den Kleidungsstücken aus Leder und Fell. Ihre Gedanken hatten die spröde Klarheit des Eises, das in langen Zapfen von den nackten, verbogenen Bäumen um sie herumhing.

Als die Dunkelheit ihren Mantel über der Welt ausbreitete, suchte Shawn eine geschützte Stelle im Windschatten des größten Baumes – eine massive Schwarzlohe mit einem Umfang von drei Metern. Shawn breitete den Fellumhang, den sie mitgenommen hatte, auf einer bloßen Bodenstelle aus und zog ihr eigenes wollenes Cape wie eine Decke über sich, um sich vor dem aufkommenden Wind zu schützen. Sie lehnte sich an den Stamm, zog für alle Fälle das Langmesser unter das Cape und schlief, kurz und ständig auf der Hut. Mitten in der Nacht wachte sie auf und überdachte die Fehler, die ihr unterlaufen waren.

Die Sterne standen am Himmel; Shawn konnte sie durch die nackten schwarzen Äste über sich blinzeln sehen. Der Eiswagen beherrschte den Himmel und brachte die Kälte auf die Welt, wie er das schon getan hatte, solange Shawn zurückdenken konnte. Die funkelnd blauen Augen des Wagenlenkers starrten höhnisch auf sie herab.

Der Eiswagen hat Lane getötet, dachte Shawn bitter, nicht die Vampire. Der Vampir hatte Lane in jener Nacht schwer verwundet, als die Bogensehne gerissen war, während er sie zu seiner Verteidigung gespannt hatte. Zu einer anderen Jahreszeit hätte er mit Shawns Pflege überlebt. Im Tiefwinter war er ohne Chance. Die Kälte war durch alle Schutzmaßnahmen gekrochen, die sie ihm gebaut hatte. Die Kälte hatte alle Kraft und Wildheit aus Lane herausgesaugt. Die Kälte hatte aus ihm ein eingeschrumpftes weißes Etwas gemacht, erstarrt und

blaß, die Lippen blaufärbt. Und jetzt schickte sich der Lenker des Eiswagens an, Lanes Seele zu fordern.

Und auch die von Shawn, das wußte sie. Sie hätte Lane seinem Schicksal überlassen sollen. Creg jedenfalls würde so gehandelt haben, Leila auch, jeder aus der Familie. Nie hatte Grund zur Hoffnung bestanden, Lane würde überleben, nicht im Tiefwinter. Nichts konnte im Tiefwinter überleben. Die Bäume wurden in dieser Jahreszeit starr und nackt, das Gras und die Blumen verschwanden, die Tiere erfroren oder verschwanden unter der Erde zum Winterschlaf. Sogar die Vampire und Windwölfe magerten ab und verwilderten, und viele von ihnen verhungerten vor dem Einsetzen des Tauwetters.

Genauso, wie Shawn verhungern würde.

Sie waren schon drei Tage überfällig gewesen, als der Angriff des Vampirs kam. Lane hatte die Nahrungsmittel scharf eingeteilt. Und nach dem Angriff war er viel zu schwach gewesen. Seine eigene Ration war bereits am vierten Tag aufgebraucht, und Shawn hatte ihn aus ihrer Ration weitergefüttert, aber ihm das verheimlicht. Jetzt war ihr nicht mehr viel zu essen übriggeblieben, und die Geborgenheit von Carinhall lag fast zwei Wochen harten Marsches entfernt. Im Tiefwinter war das dasselbe wie zwei Jahre.

Während Shawn sich unter ihrem Cape zusammenrollte, überlegte sie, ob sie ein Feuer anzünden sollte. Ein Feuer lockte Vampire an – sie konnten die Wärme noch aus drei Kilometern Entfernung ausmachen. Die Vampire würden sich leise zwischen den Bäumen heranschleichen: hagere, schwarze Schatten, größer, als Lane es gewesen war, ihre lose Haut läppte über die skelettartigen Glieder wie ein dunkler Umhang, falls man ihre Klauen außer Betracht ließ. Wenn sie sich auf die

Lauer legte, könnte sie einen Vampir überraschen und erledigen. Ein ausgewachsener Vampir brächte Shawn ausreichend Nahrung für die Rückkehr nach Carinhall. Sie grübelte darüber nach und verwarf den Gedanken widerwillig. Vampire konnten so rasch über den Schnee rennen wie ein fliegender Pfeil, kaum berührten sie im Lauf den Boden, und es war so gut wie ausgeschlossen, in der Nacht ein solches Wesen auszumachen. Aber die Vampire konnten Shawn sehr gut erkennen, durch die Wärme, die sie ausstrahlte. Das Entfachen eines Feuers garantierte ihr lediglich einen schnellen und relativ schmerzvollen Tod.

Shawn erschauerte und faßte den Knauf ihres Langmessers fester, um darin Sicherheit zu finden. Plötzlich wählte sie in jedem Schatten einen verborgenen Vampir. Und im Wehklagen des Windes glaubte sie das klatschende Geräusch zu hören, das die Haut der Vampire machte, wenn sie rannten.

Dann erreichte ein lauterer und wirklicheres Geräusch ihre Ohren: ein wütendes, hochtöniges Pfeifen, wie Shawn es noch nie zuvor vernommen hatte. Und urplötzlich wurde der schwarze Horizont in Licht getaucht, ein geisterhaft blauschimmerndes Strahlen, das die nackten Gebeine des Walds umriß und deutlich sichtbar am Himmel pulsierte. Shawn sog tief die Luft ein – ein Eishauch drang in ihre rauhe Kehle –, sie mühte sich aufzustehen, da sie unterbewußt einen Angriff befürchtete. Aber nichts weiter geschah. Die Welt blieb kalt und schwarz und tot; nur das Licht lebte und schimmerte gedämpft am Horizont und nickte ihr zu, schien Shawn zu rufen. Lange Minuten beobachtete sie das Licht und dachte zurück an den alten Jon und die schrecklichen Geschichten, die er den Kindern zu

erzählen pflegte, wenn sich alle um den großen Herd in Carinhall versammelt hatten. *Es gibt schlimmere Dinge als Vampire*, erzählte Jon immer wieder. Und während Shawn sich daran erinnerte, war sie plötzlich wieder das kleine Mädchen, das auf den dicken Fellen mit dem Rücken zum Feuer saß und Jon zuhörte, wie er von Geistern, lebenden Schatten und Kannibalenstämmen erzählte, die in gewaltigen, aus Knochen gebauten Burgen hausten.

So abrupt, wie es gekommen war, verblaßte das fremde Licht und verschwand. Und mit ihm hörte das hochtönige Geräusch auf. Shawn hatte sich aber den Ort des Leuchtens gemerkt. Sie nahm ihr Bündel auf und legte sich Lanes Umhang um, damit er sie zusätzlich wärmte. Dann befestigte sie ihre Skier. Sie war jetzt kein kleines Kind mehr, sagte sich Shawn, und das Licht war kein Geistertanz gewesen. Was immer auch dahinterstecken mochte, es könnte ihre letzte Chance sein. Sie nahm die Skistöcke fest in die Hand und glitt lautlos auf den Ort des Leuchtens zu.

Eine Reise bei Nacht war das Allergefährlichste, und das wußte Shawn. Creg hatte ihr das über hundertmal erklärt, und ebenso Lane. In der Dunkelheit, beim matten Schein der Sterne konnte man leicht vom Weg abkommen und die Skier zerbrechen oder ein Bein oder etwas noch Schlimmeres. Und Bewegung erzeugte Wärme; Wärme, die die Vampire aus der Tiefe der Wälder anlockte. Es wäre besser gewesen, bis zum Morgengrauen im Schutz der Schwarzlohe zu verbleiben, wenn die Nachtjäger sich in ihre Lager zurückgezogen hatten. Ihre ganze Ausbildung und ihre Instinkte warnten sie. Aber der Tiefwinter herrschte, und als sie einen Moment lang zum Ausruhen innehielt, kroch die Kälte

beißend durch ihre wärmsten Felle. Und Lane war tot, und Shawn war hungrig, und das Licht war so nahe gewesen, so schmerzhaft nahe. Also folgte sie ihm langsam und behutsam. Und in dieser Nacht wollte es so scheinen, als schütze Shawn ein Zauberbann. Das Gelände war flach und sanft zu ihr, fast freundlich. Die Schneedecke war dünn genug, daß keine Wurzel und kein Stein sie überraschen und zu Fall bringen konnte. Kein dunkler Räuber glitt aus dem Schatten der Nacht, und das einzige Geräusch kam von ihrer Bewegung: dem sanften Krachen der Schneekruste unter ihren Skiern.

Der Wald wurde während ihrer Fahrt immer lichter, und nach einer Stunde hatte Shawn ihn zur Gänze hinter sich gelassen und ein Ödland voll umgestürzter Steinblöcke und verbogenen, verrosteten Metalls erreicht. Sie kannte diesen Anblick; denn sie sah solche Ruinen nicht zum ersten Mal, wo Familien gelebt hatten und gestorben waren. Ihre Hallen und Häuser verrotteten jetzt. Aber noch nie hatte Shawn eine so großflächige Ruine gesehen. Die Familie, die hier gelebt hatte, vor wer weiß wie langer Zeit, mußte einmal sehr groß gewesen sein. Die zerbröckelnden Überbleibsel ihrer Ansiedlung dehnten sich über ein Gebiet aus, in das über hundert Carinhalls hineingepaßt hätten. Sie suchte sich vorsichtig einen Weg durch das baufällige, schneebedeckte Gemäuer. Zweimal kam sie an Gebilden vorbei, die noch recht intakt aussahen, und jedesmal überlegte Shawn, ob sie nicht im Schutz dieser alten Steinmauern die Nacht verbringen sollte. Aber dann konnte sie in ihnen keine Quelle dieses Lichts entdecken. So fuhr sie nach einer sehr kurzen Inspizierung weiter. Der Fluß, den Shawn bald danach erreichte, hielt sie schon etwas länger auf. Vom hohen Ufer, wo sie sich niederließ, konnte sie die

Reste von zwei Brücken entdecken, die sich einst über den schmalen Wasserlauf gespannt hatten. Aber beide waren schon vor langer Zeit eingestürzt. Der Fluß war glücklicherweise zugefroren. Daher hatte Shawn keine Schwierigkeiten, ihn zu überqueren. Der Tiefwinter machte das Eis dick und fest, und es bestand keine Gefahr für sie, einzubrechen.

Als Shawn unverdrossen am jenseitigen Ufer hochstieg, entdeckte sie die Blume.

Es war ein sehr kleines Pflänzchen. Sein dicker, schwarzer Stengel sproß zwischen zwei Steinen am Flußufer hoch. Vielleicht hätte Shawn die Pflanze in der Nacht nie entdeckt, aber ihr Skistock hatte einen der eisbedeckten Steine aus seinem Bett gelöst, als Shawn sich das Ufer hochgemüht hatte. Das dabei entstehende Geräusch hatte sie nach unten, genau auf die Stelle blicken lassen, wo die Pflanze wuchs.

Die Blume verwunderte Shawn so sehr, daß sie beide Skistöcke in die eine Hand nahm und mit der anderen in ihrer Kleidung nach etwas suchte, mit dem sie Feuer machen konnte. Das Streichholz gab einen kurzen, hellen Schein, der aber für Shawns Augen ausreichte.

Eine kleine Blume, sehr klein, mit vier blauen Blütenblättern, jedes in der gleichen blauen Tönung wie Lanes Lippen, kurz bevor er gestorben war. Eine Blume, hier und lebendig, wuchs im achten Jahr des Tiefwinters, wo alles andere auf der Welt tot war.

Keiner wird mir glauben, sagte sich Shawn, so lange nicht, bis ich den Beweis nach Carinhall bringe. Sie legte die Skier ab und versuchte, die Blume herauszuziehen. Aber das war zwecklos, so zwecklos wie ihre Bemühungen, Lane zu beerdigen. Der Stengel war so stark wie Draht. Etliche Minuten mühte sich Shawn mit

ihm ab und kämpfte gegen ihre Tränen an, als der Stengel sich nicht rühren wollte. Creg würde sie eine Lügnerin nennen und eine Träumerin, und all das, als was er sie ständig bezeichnete.

Aber schließlich konnte sie die Tränen zurückhalten. Shawn ließ die Pflanze stehen und stieg bis nach oben auf das Flußufer. Dort hielt sie einen Moment lang inne.

Vor ihr breitete sich Meter um Meter ein weites, offenes Feld aus. An manchen Stellen massierte sich der Schnee in großen Wehen, und an anderen lagen flache Steine, die sich nackt dem Wind und der Kälte präsentierten. Aber in der Mitte des Bildes erhob sich das merkwürdigste Gebilde, das Shawn je gesehen hatte: ein großes, dickes Ding, wie eine Träne geformt, das wie ein Tier auf drei schwarzen Beinen im Licht der Sterne kauerte. Die Beine waren angewinkelt, als bereite sich das Tier darauf vor, geradewegs in den Himmel zu springen, an den Gelenken über und über mit Eis bedeckt. Sowohl die Beine als auch das Gebilde waren voller Blumen.

Die Blumen waren überall, entdeckte Shawn, als sie den Blick lange genug über das kauernde Ding streifen ließ. Sie sprossen einzeln oder in Gruppen aus jeder Spalte im Feld; an allen Seiten umgeben von Eis und Schnee, schufen sie kleine Lebensinseln in der reinen, weißen Landschaft des Tiefwinters.

Shawn näherte sich durch die Blumen hindurch dem Ding, bis sie direkt vor einem der Beine stand. Verwundert berührte sie dessen Glied mit ihren behandschuhten Fingern. Alles war aus Metall, Metall und Eis und Blumen, wie auch das Gebilde selber. Wo die Beine den Boden berührten, war der Stein darunter zerbrochen. An hundert Stellen war der Stein geborsten,

als wenn ein großer, mächtiger Stoß ihn getroffen hätte. Und Risse dehnten sich von den Bruchstellen aus, zickzackartig verlaufende schwarze Risse, die um die Flanken der Stellen wie die Netze eines Sommer-Spinners krochen. Die Blumen sprossen aus diesen Rissen. Jetzt, da Shawn nahe genug herangetreten war, erkannte sie, daß die Pflanzen ihrer kleinen Flußblume keineswegs alle glichen. Man fand Blüten in vielen Farben, manche so groß wie Shawns Kopf, und sie wuchsen verschwenderisch, wohin man blickte, so als sei ihnen gar nicht bewußt, daß gerade der Tiefwinter herrschte, wo sie eigentlich schwarz und tot hätten sein müssen.

Shawn umrundete das Gebilde und suchte einen Eingang. Da ließ ein Geräusch ihren Kopf zum Flußufer herumfahren.

Ein dünner Schatten flimmerte kurz über dem Schnee und schien dann verschwunden zu sein. Shawn erschauerte und zog sich rasch zum nächsten großen Bein zurück, um ihren Rücken zu decken. Sie ließ alles fallen, und schon hatte sie Lanes Schwert in der linken Hand und ihr eigenes Langmesser in der anderen. So stand sie da, verfluchte sich selbst wegen des Streichholzes, dieses verfluchten, dummen Streichholzes, und horchte nach dem *flag-flag-flag* des Todes auf krallenbewehrten Füßen.

Es ist zu dunkel, stellte sie fest, und ihre Hand zitterte. Im gleichen Moment kam der Schatten von der Seite über sie. Ihr Langmesser schoß darauf zu, stach und schnitt, traf aber nur die äußere Haut. Dann stieß der Vampir einen Triumphschrei aus, und Shawn erhielt einen Stoß, der sie zu Boden warf. Sie wußte sofort, daß sie irgendwo blutete. Ein schweres Gewicht lastete auf ihrer

Brust, und etwas Schwarzes, Lederartiges ließ sich auf ihren Augen nieder. Sie wollte danach stechen, aber da mußte sie feststellen, daß die Klinge des Messers fehlte. Shawn schrie.

Dann schrie auch der Vampir, und eine Seite von Shawns Kopf explodierte vor Schmerz. Blut lief über Shawns Augen, und sie würgte an einströmendem Blut und Blut und Blut...

Alles war blau; nichts als Blau, dunstiges, treibendes Blau. Ein blasses Blau tanzte und tanzte, wie das Geisterlicht, das am Himmel geschimmert hatte. Ein sanftes Blau, wie von der kleinen Blume, der unmöglichen Blume am Flußufer. Ein kaltes Blau, wie die Augen des Lenkers vom Eiswagen und wie Lanes Lippen, als Shawn sie ein letztes Mal geküßt hatte. Blau, Blau, das sich bewegte und niemals stillstehen würde. Alles war wie ein Schleier und unwirklich. Es gab nur Blau. Für eine lange, lange Zeit nur Blau.

Dann Musik, aber verschwommene Musik, irgendwie auch blaue Musik; fremd und hoctönend, sehr traurig, einsam und ein wenig exotisch. Ein Wiegenlied, wie die alte Tesenya sie gesungen hatte, als Shawn noch sehr klein gewesen war und bevor die Alte zu schwach und zu krank geworden und von Creg nach draußen zum Sterben hinausgeschickt worden war. So lange schon war es her, seit Shawn zum letzten Mal ein solches Lied gehört hatte. An Musik kannte sie nur das Spiel von Creg auf seiner Harfe und Rys auf ihrer Gitarre. Shawn spürte, daß sie sich entspannte und davontrieb. Alle ihre Glieder verwandelten sich in Wasser, träge fließendes Wasser, und Shawn wußte, daß sie eigentlich gefroren sein mußte.

Zart berührten sie Hände, hoben ihren Kopf, zogen ihr die Gesichtsmaske aus, so daß die blaue Wärme über ihre nackten Wangen strich. Die Hände wanderten tiefer und tiefer, lösten Shawns Kleidung, zogen ihr die Felle, Kleider und Lederstücke aus, öffneten den Gürtel, nahmen das Wams ab und runter mit den Hosen. Shawns Haut prickelte. Sie trieb und trieb immer weiter. Alles war warm, wunderbar warm. Und die Hände flatterten unglaublich zärtlich mal hierhin und mal dorthin; so sanft, wie bei der alten Tesenya, wie manchmal bei ihrer Schwester Leila. Wie bei Leila, dachte Shawn; dieser Gedanke war angenehm, und Shawn wollte ihn gar nicht mehr fahrenlassen. Sie war mit Lane zusammen, sie war geborgen und im Warmen und... und sie erinnerte sich an Lanes Gesicht, das Blau seiner Lippen, das Eis in seinem Bart, wo sein Atem gefroren war, den Schmerz, der in ihm gebrannt und sein Gesicht zu einer Maske verzerrt hatte. Shawn erinnerte sich, und plötzlich zerrte das Blau an ihr, sie würgte am Blau, wehrte sich, schrie.

Die Hände hoben sie hoch, und eine fremde Stimme murmelte leise und beruhigend in einer Sprache, die Shawn nicht verstand. Eine Tasse wurde an Shawns Lippen gepreßt. Sie öffnete den Mund zum Schrei, doch statt dessen trank sie. Die Brühe war warm und süß und wohlduftend, voller Gewürze. Manche von ihnen kannte Shawn sehr gut, aber andere waren ihr gänzlich unbekannt. Tee, dachte sie, und ihre Hände übernahmen die Tasse von den anderen Händen, noch während sie trank.

Shawn befand sich in einem kleinen, schummrigen Zimmer und saß aufgerichtet auf einem Bett aus Kissen. Ihre Kleider lagen neben ihr, und die Luft war voll blauem Dunst von einem brennenden Stab. Eine Frau kniete neben Shawn, gekleidet in bunte Stoffstücke, die

aus vielen Farben zusammengesetzt waren. Graue Augen betrachteten Shawn ruhig unter dem dicksten, wildesten Haarschopf hervor, den sie je gesehen hatte. »Du...?« sagte Shawn.

Die Frau fuhr mit einer blassen, weichen Hand über Shawns Stirn. Dann sagte sie laut: »Carin.«

Shawn nickte langsam und fragte sich, wer diese Frau wohl sein mochte und woher sie den Namen der Familie kannte.

»Carinhall«, sagte die Frau, und ihre Augen schienen ein wenig belustigt und ein wenig traurig. »Lin und Eris und Caith. Ich erinnere mich an sie, kleines Mädchen. Beth, die Stimme Carins, wie hart sie war. Und Kaya und Dale und Shawn.«

»Shawn? Ich bin Shawn. Das bin ich. Doch Creg ist die Stimme Carins...«

Die Frau lächelte matt und fuhr fort, Shawns Stirn zu streicheln. Die Haut ihrer Hand war sehr weich. Shawn hatte noch nie etwas so Weiches gespürt. »Shawn ist meine Liebhaberin«, sagte die Frau. »In jedem zehnten Jahr. Bei der großen Versammlung.«

Shawn blinzelte sie verwirrt an, und sie begann sich zu erinnern. Das Licht im Wald, der Vampir... »Wo bin ich?« fragte sie.

»Du bist überall, wo du im Traum nicht hinzugelangen dachtest, kleine Carin«, sagte die Frau und lachte in sich hinein.

Shawn bemerkte, daß die Zimmerwände wie dunkles Metall glänzten. »Das Gebilde«, platzte es aus ihr heraus, »das Gebilde, auf den Beinen, mit all den Blumen...«

»Ja«, sagte die Frau.

»Bist du... Wer bist du? Hast du das Licht gemacht? Ich war im Wald. Lane ist gestorben, ich hatte bald nichts

mehr zu essen, und dann habe ich das Licht gesehen, ein blaues...«

»Das war mein Licht, Carinkind, als ich vom Himmel herabstieg. Ich bin weit weg gewesen, ja, weit weg, in Ländern, von denen du noch nie hörtest, aber ich bin zurückgekommen.« Unvermittelt stand die Frau auf und wirbelte hierhin und dorthin, und das bunte Kleid, das sie trug, wallte und schimmerte, und sie war eingehüllt in blassen, blauen Rauch. »Ich bin die Hexe, vor der man dich in Carinhall warnt, Kind«, kreischte sie frohlockend, und sie wirbelte und wirbelte herum, bis sie endlich schwindelnd neben Shawns Bett zusammenbrach.

Niemals hatte jemand Shawn vor einer Hexe gewarnt. So war sie eher verwirrt als ängstlich. »Du hast den Vampir getötet«, sagte sie. »Wie hast du...?«

»Ich kann zaubern«, sagte die Frau. »Ich bin eine Zauberin, und ich kann zaubern und werde ewig leben. Und das wirst du auch, Carinkind, Shawn, sobald ich es dich gelehrt habe. Du kannst mit mir reisen, und ich werde dich alle Zaubereien lehren und dir Geschichten erzählen, und wir werden uns lieben. Du bist bereits meine Liebhaberin, weißt du, das bist du schon immer gewesen, bei den Ratsversammlungen. Shawn, Shawn.« Sie lächelte.

»Nein«, sagte Shawn, »das war eine andere Person.«

»Du bist müde, Kind. Der Vampir hat dich verletzt, und du hast deine Erinnerung verloren. Aber du wirst dich wieder erinnern können, das wirst du.« Die Frau stand auf und durchquerte das Zimmer. Mit den Fingerspitzen drückte sie den brennenden Stock aus und stellte die Musik leiser. Als sie mit dem Rücken zu Shawn stand, sah diese, daß ihr Haar fast bis auf die Hüften herabfiel und daß es nur aus Locken und Knoten

bestand; wildes, ruheloses Haar, das wie Wellen auf einem fernen Meer herumwogte, wenn die Frau sich bewegte. Shawn hatte das Meer einmal gesehen, vor vielen Jahren, noch bevor der Tiefwinter einsetzte. Shawn erinnerte sich daran.

Die Frau schwächte irgendwie das gedämpfte Licht ab und wandte sich in der Dunkelheit wieder Shawn zu. »Ruh dich jetzt aus. Mit Zauberei habe ich die Schmerzen von dir genommen, aber vielleicht kehren sie zurück. Ruf mich, wenn es soweit kommt. Ich kenne noch mehr Magie.«

Shawn fühlte sich schläfrig. »Ja«, murmelte sie ergeben. Aber als die Frau sich zum Gehen wandte, rief Shawn ihr nach. »Warte!« sagte sie. »Von welcher Familie bist du, Mutter? Sag mir, wie du heißt.«

Das gelbe Licht rahmte die Gestalt der stehenden Frau ein, eine Silhouette ohne Konturen. »Meine Familie ist sehr groß, Kind. Meine Schwestern sind Lilith und Marcyan und Erika Stormjones und Lamiya-Bailis und Deirdre d'Allerane. Kleronomas und Stephan Kobalt Nordstern und Tomo und Walberg waren meine Brüder und Väter. Unser Haus liegt hoch oben, noch über dem Eiswagen. Und mein Name, mein Name ist Morgan.« Damit war sie verschwunden. Die Tür schloß sich hinter ihr, und Shawn war allein, um zu schlafen.

Morgan, dachte Shawn, als sie einschlief. Morganmorganmorgan. Der Name trieb wie ein Rauchfaden durch ihre Träume.

Sie war wieder ein kleines Mädchen und beobachtete das Feuer im Herd von Carinhall, beobachtete, wie die Flammen an den dicken, schwarzen Holzstöcken leckten und sie plagten, roch den süßen Wohlgeruch von

Distelholz, und ganz in der Nähe erzählte jemand eine Geschichte. Nicht etwa Jon, nein, dies hier war, bevor Jon Geschichtenerzähler geworden war, dies hier war lange davor. Die Erzählerin war Tesenya, die uralte Tesenya. Ihr Gesicht war voller Falten, und sie sprach mit ihrer müden Stimme, die doch voller Musik war, mit ihrer Wiegenliedstimme, und alle Kinder hörten ihr zu. Ihre Geschichten waren anders gewesen als die von Jon. Seine Geschichten handelten immer von Kämpfen, von Kriegen, von der Blutrache und von Monstern. Sie waren bis an den Rand angefüllt mit Blut, Messern und leidenschaftlichen Schwüren, geschworen am Totenbett des Vaters. Tesenyas Geschichten verliefen ruhiger. Sie erzählte von einer Reisegruppe, sechs Personen aus der Familie Alynne, die sich eines Jahres in der Frostjahreszeit verirrt hatten. Durch Zufall gerieten sie in eine große Halle, ganz aus Metall gebaut. Und die dortige Familie begrüßte die Gäste mit einem großen Fest. So aßen und tranken die Reisenden, und als sie sich gerade die Lippen abwischten und aufbrechen wollten, wurde ein weiteres Festmahl aufgefahren, und so ging es in einem fort. Die Alynnes blieben immer länger, denn bei jedem Gang wurde das Essen leckerer und köstlicher als alles, was sie je zuvor zu sich genommen hatten. Je mehr sie von den Speisen aßen, desto hungriger wurden sie. Mittlerweile war es draußen vor der Halle Tiefwinter geworden. Schließlich, als es viele Jahre später wieder taute, machten sich andere Mitglieder der Familie Alynne auf den Weg, die Wanderer zu suchen. Man fand sie tot im Wald. Sie hatten sich ihrer guten, warmen Felle entledigt und trugen statt dessen dünne Tücher. Ihre Messer waren vom Rost zerfressen, und jeder einzelne von ihnen war verhungert. Denn der Name dieses

Metallhauses war Morganhall, erklärte Tesenya den Kindern, und die Leute, die dort lebten, wurden die Lügner-Familie genannt, deren Mahlzeiten hohl sind und aus Träumen und Luft bestehen.

Shawn erwachte, nackt und zitternd.

Ihre Kleider lagen noch immer in einem Haufen neben dem Bett. Rasch zog sie sich an, zuerst das Unterzeug, dann das schwere Hemd aus Schwarzwolle, darüber die Lederstücke, die Hosen, den Gürtel und das Wams, dann ihren Fellmantel mit der Kapuze und schließlich ihre Capes, ihr eigenes aus Kinderstoff und Lanes Umhang. Ganz zum Schluß zog sie die Gesichtsmaske über; sie zerrte das enge Leder über das Gesicht und band die Schnüre unter dem Kinn fest. Jetzt war sie sowohl vor dem Tiefwinter als auch vor den Berührungen eines Fremden geschützt. Shawn fand ihre Waffen nebst den Stiefeln achtlos in eine Ecke geworfen. Als Lanes Schwert in ihrer Hand lag und das Langmesser wieder in seiner gewohnten Scheide steckte, fühlte Shawn sich komplett. Sie stapfte nach draußen mit dem Ziel, ihre Skier und einen Ausgang zu finden.

Morgan erwartete sie mit einem hellen, spröden Lachen in einem Zimmer aus Glas und glänzendem, silbrigem Metall. Sie stand vor dem größten Fenster, das Shawn je gesehen hatte: eine Scheibe aus reinem, sauberem Glas, höher als ein Mensch, breiter als der große Herd in Carinhall und makelloser als die Spiegel der Familie Terhis: und die war für ihre Glasbläser und Linsenmacher berühmt. Hinter dem Glas war es Mittag, der kühle, blaue Mittag des Tiefwinters. Shawn sah das Feld mit den Steinen, Blumen und dem Schnee und dahinter das niedrige Flußufer, das sie hochgestiegen war, und hinter diesem lag der zugefrorene Fluß, wie er sich durch die

Ruinen schlängelte.

»Du siehst so wild und wütend aus«, sagte Morgan, nachdem sie ihr eigenartiges Gelächter beendet hatte. Sie hatte ihr wildes Haar mit Stoffstreifen und silbernen Spangen voller Perlen durchzogen, die strahlten, wenn Morgan sich bewegte. »Komm, #Carin-kind, zieh deine Felle wieder aus. Die Kälte kann uns hier nicht erreichen, und wenn sie es doch tut, fahren wie einfach woandershin. Es gibt noch andere Länder, mußt du wissen.« Sie durchquerte den Raum.

Shawn hatte die Spitze des Schwertes zu Boden sinken lassen, jetzt ließ sie die Waffe wieder hochfahren. »Bleib, wo du bist!« warnte Shawn. Ihre Stimme klang rau und fremd.

»Ich habe keine Angst vor dir, Shawn«, sagte Morgan. »Nicht vor dir, meine Shawn, meine Liebhaberin.« Leichtfüßig ging sie an dem Schwert vorbei und nahm den Schal ab, den sie trug, eine dünne Gaze aus grauer Spinnenseide, mit kleinen, karmesinroten Juwelen bestickt, und legte ihn Shawn um den Hals. »Verstehe, ich weiß, was du denkst«, sagte sie und deutete auf die Juwelen. Einer nach dem anderen wechselten sie ihre Farbe: aus Feuer wurde Blut, das Blut erstarrte und verwandelte sich in Braun, aus dem Braun wurde Schwarz. »Du hast lediglich Angst vor mir, mehr nicht. Aber keine Wut. Du wirst mich niemals verletzen.« Sie band den Schal hübsch unter Shawns Gesichtsmaske zusammen und lächelte.

Shawn starrte voller Schrecken auf die Perlen.

»Wie hast du das gemacht?« wollte sie wissen und trat unsicher einen Schritt zurück.

»Mittels Magie«, sagte Morgan. Sie drehte sich auf dem Absatz herum und tanzte zum Fenster zurück.

»Morgan steckt voller Magie.«

»Du steckst voller Lügen«, sagte Shawn. »Ich weiß Bescheid über die sechs Alynnes. Ich werde hier nichts essen und verhungern. Wo sind meine Skier?«

Morgan schien sie gar nicht gehört zu haben. Die Augen der älteren Frau waren verschleiert und voller Sehnsucht. »Hast du jemals das Haus Alynne im Sommer gesehen, Kind? Es ist wunderbar. Die Sonne steigt über dem Rotsteinturm hoch, und jede Nacht versinkt sie in Jameis See. Hast du das schon einmal gesehen, Shawn?«

»Nein«, sagte Shawn dreist, »und du auch nicht. Was redest du vom Alynne-Haus, wenn du behauptest, deine Familie lebte auf dem Eiswagen; und alle haben Namen, von denen ich noch nie gehört habe, Kleraberus und so.«

»Kleronomas«, sagte Morgan kichernd. Sie hob eine Hand an den Mund, um sich zum Schweigen zu bringen. Müßig saugte sie an einem Finger, während ihre grauen Augen leuchteten. An allen ihren Fingern hingen Ringe aus einem strahlenden Metall. »Du solltest meinen Bruder Kleronomas einmal sehen, Kind. Er besteht zur Hälfte aus Metall und zur Hälfte aus Fleisch. Seine Augen sind hell wie Glas, und er weiß mehr als alle Stimmen, die jemals für Carinhall gesprochen haben.«

»Weiß er nicht«, sagte Shawn, »du lügst schon wieder.«

»Er *weiß* es«, sagte Morgan. Ihre Hand fiel herunter, und sie wirkte plötzlich böse. »Er ist ein Zauberer. Wir alle sind Zauberer. Erika ist gestorben, aber sie wird erwachen, um wieder und immer wieder zu leben. Stephen war ein Krieger, er hat eine Milliarde Familien getötet, mehr als man zählen kann. Und Celia hat eine Menge geheimer Planeten entdeckt, auf die zuvor noch nie jemand gestoßen war. Alle in meiner Familie können

magische Dinge tun.« Ihr Gesichtsausdruck wurde urplötzlich verschlagen.

»Ich habe schließlich den Vampir getötet, oder etwa nicht? Was meinst du wohl, wie ich das angestellt habe?«

»Mit einem Messer!« sagte Shawn dreist. Aber unter der Maske errötete sie. Morgan *hatte* den Vampir getötet; das hieß, Shawn hatte etwas wiedergutzumachen. Und dabei stand Shawn mit gezückter Waffe hier. Sie erschrak vor der Wut Cregs, die sie sich ausmalte, und ließ das Schwert zu Boden fallen. Plötzlich fühlte sie sich sehr hilflos.

Morgans Stimme war ganz sanft. »Doch du hattest ein Langmesser *und* ein Schwert und konntest trotzdem den Vampir nicht töten, oder, Kind? Nein, nicht wahr?« Sie ging auf Shawn zu. »Du gehörst mir, Shawn Carin, du bist meine Liebhaberin, meine Tochter und meine Schwester. Du mußt lernen, Vertrauen zu haben. Ich will dich eine ganze Menge lehren. Hier.« Sie nahm Shawn bei der Hand und führte sie ans Fenster. »Bleib hier stehen. Warte, Shawn, warte ab und sieh zu, und ich werde dir weitere Zauberstücke von Morgan zeigen.« An der gegenüberliegenden Wand machte Morgan irgend etwas mit ihren Ringen an einer Schalttafel aus glänzendem Metall und viereckigen, matten Lichtern.

Während sie zusah, wurde es Shawn mit einemmal angst und bange.

Unter ihren Füßen begann der Boden zu erbeben, und ein Geräusch überfiel sie mit aller Macht, ein hohes, jammerndes Kreischen stach durch die Ledermaske in ihre Ohren, bis sie sich mit den behandschuhten Händen die Ohren zuhielt, um sich vor dem Lärm zu schützen. Trotzdem konnte sie den Lärm immer noch spüren, er ließ ihre Knochen vibrieren. Shawns Zähne schmerzten,

und plötzlich verspürte sie einen rasenden Schmerz in der linken Schläfe – und das war noch nicht einmal das Schlimmste.

Denn draußen, wo alles kalt und hell und still ausgesehen hatte, trieb sich ein dumpfes, blaues Licht herum, tanzte und befleckte die Welt. Die Schneewehen strahlten in blassem Blau, und die davon losgelösten Eisfahnen wirkten im Blau noch blasser. Und dunkelblaue Schatten stiegen dort vom Uferrand hoch und wieder nieder, wo vorher gar keine gewesen waren. Shawn sah, daß selbst der Fluß das blaue Licht widerspiegelte, und auch die Ruinen, die traurig und verfallen auf dem dahinter liegenden Hügel standen. Morgan kicherte hinter Shawn, und plötzlich löste sich im Fenster alles auf, bis man keine Konturen mehr erkennen konnte, nur Farben: helle und dunkle Farben, die ineinander verliefen, wie Teile eines Regenbogens, die in einem unermesslich großen Kochtopf zerkocht wurden. Shawn rührte sich nicht von der Stelle, nur ihre Hand suchte und fand den Griff ihres Langmessers, und an ihren Sinnen zweifelnd, zitterte Shawn.

»Sieh her, Carinkind!« rief Morgan und übertönte das schreckliche Wimmern. Trotzdem konnte Shawn sie kaum verstehen. »Wir sind jetzt in den Himmel gesprungen, fort von aller Kälte. Ich habe es dir vorausgesagt, Shawn. Wir werden jetzt zum Eiswagen fahren.« Wieder hantierte Morgan an der Wand, und das Geräusch verschwand. Auch die Farben waren verschwunden. Hinter dem Fenster lag der Himmel.

Shawn schrie auf vor Furcht. Sie konnte nichts außer der Dunkelheit und den Sternen erkennen; überall Sterne, mehr als Shawn je zuvor gesehen hatte. Und sie wußte, daß sie verloren war. Lane hatte ihr alles über die Sterne

beigebracht, damit Shawn sich an ihrem Stand orientieren, ihren Weg an ihnen ausrichten konnte. Aber diese Sterne hier waren falsch, sie waren so *anders*. Shawn konnte nirgends den Eiswagen ausmachen, den Geisterski, noch nicht einmal Lara Carin mit ihren Windwölfen. Sie konnte überhaupt keine vertraute Konstellation mehr ausmachen. Nur eine Unzahl Sterne, die Shawn aus Millionen Augen, roten, weißen, blauen, gelben Augen, boshaft anstarrten. Und kein einziger blinzelte auch nur.

Morgan stand hinter ihr. »Sind wir im Eiswagen?« fragte Shawn schüchtern.

»Ja.«

Shawn zitterte. Sie warf heftig ihr Messer fort, so daß es laut von einer Metallwand abprallte. Dann drehte Shawn sich zu ihrer Gastgeberin um. »So sind wir tot. Und der Lenker führt unsere Seelen fort von den Eiswüsten«, sagte sie. Aber sie weinte nicht. Shawn hatte noch nicht sterben wollen, besonders nicht im Tiefwinter, aber jetzt würde sie Lane wiedersehen.

Morgan band den Schal wieder auf, den sie Shawn um den Hals gebunden hatte. Die Perlen waren jetzt schwarz und sahen tot und zum Fürchten aus. »Nein, Shawn Carin«, sagte Morgan gelassen. »Wir sind nicht tot. Lebe hier mit mir, Kind, und du wirst niemals sterben. Hör auf meine Worte.« Sie zog den Schal herunter und machte sich daran, die Bänder von Shawns Gesichtsmaske zu lösen. Als sie damit fertig war, zog sie die Maske vom Kopf des Mädchens und ließ sie achtlos zu Boden fallen. »Du bist schön, Shawn. Aber du warst schon immer schön. Ich erinnere mich an die vergangenen Jahre. Ja, ich erinnere mich.«

»Ich bin nicht schön«, sagte Shawn. »Ich bin zu weich

und zu schwach. Creg sagt, ich sei zu mager, und mein Gesicht sei eingedrückt. Und ich bin nicht...«

Morgan brachte sie mit ihren Lippen zum Schweigen. Dann löste sie die Öse am Hals. Lanes abgenutzter Umhang rutschte von Shawns Schultern. Ihm folgte ihr eigenes Cape und dann der Mantel. Morgans Finger wanderten weiter zu den Schnüren von Shawns Wams.

»Nein«, sagte Shawn, die sich plötzlich schämte. Sie drückte sich mit dem Rücken gegen das große Fenster und fühlte, wie die schreckliche Dunkelheit ihr Gewicht auf ihre Schultern ablud. »Ich kann nicht, Morgan. Ich bin eine Carin, und du gehörst nicht zur Familie. *Ich kann nicht!*«

»Die Versammlung«, flüsterte Morgan, »stell dir vor, das hier sei die große Versammlung, Shawn. Du warst immer meine Liebhaberin während der Ratsversammlungen.«

Shawns Kehle war wie ausgedörrt. »Aber das hier *ist nicht* die Versammlung«, beharrte sie. Sie hatte einmal eine Versammlung erlebt, unten am Meer, wo vierzig Familien zusammengekommen waren, um Nachrichten, Waren und Liebe auszutauschen. Aber das war Jahre vor ihrer Blutung gewesen, und so hatte niemand sie ausgewählt; Shawn war noch immer keine Frau und daher unberührbar. »Das hier *ist nicht die* Versammlung«, wiederholte sie und war den Tränen nahe.

Morgan kicherte. »Also gut, ich bin keine Carin, aber ich bin Morgan, die Zauberin. Ich kann eine Versammlung machen.« Auf blanken Füßen schoß sie durch den Raum und drückte wieder ihre Ringe gegen die Wand. Sie drückte mal hier und mal dort, nach einem ganz seltsamen Muster. Dann rief sie laut: »Sieh hin!

Dreh dich um und sieh!« Shawn war völlig verwirrt, starrte aber wieder auf das Fenster.

Unter der Doppelsonne des Hochsommers lag die Welt da, hell und grün. Langsam bewegten sich Segelschiffe auf den träge dahinfließenden Flüssen. Shawn sah, wie das helle Licht der Doppelsonnen beim Tanzen und Rollen ihres Himmelslaufs reflektiert wurde: zwei Bälle wie weiche, gelbe Butter, die hoch oben im Blau trieben. Selbst der Himmel wirkte süßlich und wie aus Butter; weiße Wolken bewegten sich wie die erhabenen Schoner der Familie Carin. Und nirgendwo war mehr ein Stern zu sehen. Das jenseitige Ufer war von Häusern übersät, Häuser so klein wie ein Weghäuschen, und Häuser, größer noch als Carinhall. Türme, hoch und so glatt, wie die windgemeißelten Steine der Zerbrochenen Berge. Da und dort und überall dazwischen bewegten sich Leute; graziöse, dunkelhäutige Menschen, die Shawn nicht kannte, und auch Leute aus den Familien, alle verkehrten untereinander. Das Steinfeld war nicht mehr von Eis und Schnee bedeckt, aber überall standen Metallgebilde, einige größer, viele kleiner als Morganhall, doch jedes hatte sein eigenes charakteristisches Aussehen, und alle standen auf drei Beinen. Zwischen den Gebilden waren die Zelte und Buden der Familien aufgebaut und mit Wappen und Bannern geschmückt. Und dort befanden sich auch die Matten, die stimulierend bemalten Liebesmatten. Shawn entdeckte Paare, die sich liebten, und fühlte, wie Morgans Hand sich sanft auf ihre Schulter legte.

»Erkennst du das, was du dort siehst, Carinkind?« flüsterte Morgan.

Shawn drehte sich zu ihr um – Furcht und Verblüffung standen in ihren Augen. »Es ist eine Versammlung.«

Morgan lächelte. »Siehst du«, sagte sie, »es ist eine Große Versammlung, und ich begehre dich. Komm und feiere mit mir!« Morgans Finger bewegten sich zur Schnalle von Shawns Gürtel, und das Mädchen wehrte sie nicht ab.

Innerhalb der metallenen Wände von Morganhall verwandelten sich die Jahreszeiten zu Stunden, zu Jahren, zu Tagen, zu Monaten, zu Wochen und wieder zu Jahreszeiten. Die Zeit hatte ihre Bedeutung verloren. Als Shawn auf dem zottigen Fell erwachte, das Morgan unter dem Fenster ausgebreitet hatte, hatte der Hochsommer sich in den Tiefwinter gewandelt, und die Familien, die Schiffe, die ganze Versammlung war verschwunden. Das Morgengrauen kam früher als erwartet, und Morgan, die davon irritiert schien, wandelte es in Dämmerung um. Jetzt war Frostzeit, mit ihrer allmächtigen Kälte; wo sich ehemals noch die Sterne des Sonnenaufgangs gezeigt hatten, stürmten jetzt graue Wolken über einen kupferfarbenen Himmel. Sie setzten sich nieder und aßen, während das Kupfer sich in Schwarz verwandelte. Morgan servierte Pilze, knackiges Sommergemüse, dunkles, heißes Brot, von dem Honig und Butter tropften, Gewürztee mit Milch und dicke Scheiben roten Fleisches, von denen das Blut troff. Zum Nachtschiff gab es wohlriechendes Eis mit Nüssen, und ganz zum Schluß ein heißes Getränk mit neun Schichten: jede hatte eine andere Farbe und einen anderen Geschmack. Sie tranken in kleinen Schlucken aus Gläsern, die aus undenkbar dünnem Kristall gemacht waren, und Shawn bekam davon Kopfschmerzen. Shawn begann zu weinen, denn das Essen war ihr real vorgekommen und hatte gut geschmeckt; doch sie fürchtete, daß sie, falls sie noch

mehr davon äße, verhungern müßte. Morgan lachte sie aus, verschwand leichtfüßig und kehrte mit getrockneten Vampirfleischstreifen zurück. Sie erklärte Shawn, sie solle diese in ihren Sack stecken und davon nehmen, sobald sie sich hungrig fühlte.

Shawn bewahrte die Streifen lange Zeit auf, aber essen tat sie nie davon.

Zuerst versuchte sie die Tage anhand der Mahlzeiten, die sie aßen, zu zählen, und wie oft sie schlafen gingen. Aber bald verwirrten sie die ständig wechselnden Szenen außerhalb des Fensters und der zufällige Ablauf der Natur in Morganhall so sehr, daß sie alle Hoffnung fahrenließ, das jemals zu verstehen. Etliche Wochen lang machte sie sich Gedanken darüber – vielleicht waren es auch nur Tage –, dann dachte sie nicht mehr daran. Morgan konnte mit der Zeit machen, was ihr gerade gefiel, also hatte es für Shawn keinen Wert, sich darum zu kümmern.

Öfters bat Shawn darum, gehen zu dürfen, aber Morgan ging gar nicht darauf ein. Sie lachte nur und machte irgendeinen Zauber, der Shawn alles vergessen ließ. Morgan nahm ihr eines Nachts, als sie schlief, die Waffen weg und die Felle und das Lederzeug auch. Danach war Shawn gezwungen, sich so zu kleiden, wie Morgan es wollte: in Wolken aus farbiger Seide und in phantastische Fetzen, oder sie mußte nackt umherlaufen. Shawn war zunächst wütend und aufgebracht, aber später gewöhnte sie sich daran. Ihre alte Kleidung war ohnehin für Morganhall viel zu warm.

Morgan machte ihr Geschenke: Säckchen mit Gewürzen, die nach Sommer dufteten; einen Windwolf aus mattem, blauem Glas hergestellt; eine metallene Maske, mit der Shawn im Dunkeln sehen konnte;

wohlriechende Badeöle; einige Flaschen mit einem dickflüssigen, goldenen Inhalt, der Shawn das Vergessen brachte, wenn sie gerade Trübsal empfand; einen Spiegel, den wunderbarsten Spiegel, der je hergestellt worden war; Bücher, die Shawn aber nicht lesen konnte; ein Armband, mit kleinen, roten Steinen besetzt, die tagsüber Licht tranken und in der Nacht glühten; Würfel, die eine exotische Musik spielten, wenn Shawn sie mit den Händen wärmte; Stiefel, aus elastischem Metall zusammengesetzt, die so leicht und flexibel waren, daß Shawn sie in einer Hand zusammendrücken konnte; und metallene Miniaturfiguren von Männern, Frauen und allen Arten von Monstern.

Morgan erzählte ihr Geschichten. Zu jedem Geschenk, das sie Shawn gab, gehörte die Geschichte seiner Herkunft, wer es gemacht hatte und wie es in Morgans Hände gelangt war. Morgan erzählte jede Geschichte. Und es waren auch Geschichten von ihren Verwandten darunter: der unzählbare Kleronomas, der über den Himmel fuhr und nach Wissen jagte, Celia Marcyan, die ewig Neugierige mit ihrem Schiff *Schattenjäger*, Erika Stormjones, deren Familie ihren Leib zerlegt hatte, damit sie von neuem leben könne, der wilde Stephen Kobalt Nordstern, der melancholische Tomo, die strahlende Deirdre d'Allerane und ihre finstere, geisterhafte Zwillingsschwester. Alle diese Geschichten begleitete Morgan mit Magie. In einer Wand gab es eine bestimmte Stelle mit einem kleinen, viereckigen Schlitz, wo Morgan einen flachen Metallkasten anschloß. Dann gingen alle Lichter aus, und Morgans tote Verwandte erwachten wieder zum Leben, helle Phantome, die liefen, sprachen und Blut verloren, wenn sie sich verletzten. Shawn hielt sie für real bis zu dem Tag, an dem Deirdre zum ersten

Mal über ihre erschlagenen Kinder weinte. Shawn raunte ihr zu, um ihr Trost zu spenden, und mußte feststellen, daß sie Deirdre nicht berühren konnte. Aber erst danach erklärte Morgan ihr, daß Deirdre und die anderen bloße Geisterwesen seien, die sie mittels ihrer Zauberkraft herbeigerufen habe.

Morgan erklärte Shawn viele Dinge. Morgan war sowohl ihre Lehrerin als auch ihre Liebhaberin. Und Morgan brachte für Shawn fast so viel Geduld auf, wie Lane das getan hatte. Aber Morgan war viel eher dazu geneigt, abzuschweifen oder das Interesse an etwas zu verlieren. Sie gab Shawn eine wunderbare zwölf-saitige Gitarre und begann ihr das Gitarrespielen beizubringen. Sie lehrte Shawn das Lesen, wenigstens ein bißchen. Und sie weihte Shawn in ein paar simplere Zaubertricks ein, damit das Mädchen sich ohne Schwierigkeiten im ganzen Schiff umherbewegen konnte. Und auch das lehrte Morgan Shawn: Morganhall war kein Gebilde, sondern ein Schiff, ein Himmelsschiff, das seine Metallbeine bewegen und von Stern zu Stern springen konnte. Morgan erzählte ihr von Planeten; Ländern, die dort draußen bei den weit entfernten Sternen lagen. Und sie erklärte, daß alle Geschenke, die sie Shawn gemacht hatte, von solchen Ländern stammten, die hinter dem Eiswagen lagen: Maske und Spiegel kamen von Jamiesons Welt, Bücher und Würfel von Avalon, das Armband von Hoch-Kavalaan, die Öle von Braque, die Gewürze von Rhiannon, Tara und Alt-Poseidon, die Stiefel von Bastion, die Figürchen von Chul Damien und die goldene Flüssigkeit von einem so fernen Land, daß nicht einmal Morgan den Namen kannte. Nur der fein gearbeitete Windwolf sei hier, auf Shawns Welt, gemacht worden, sagte Morgan. Den Windwolf hatte Shawn

immer besonders gerne gemocht, aber jetzt stellte sie fest, daß er ihr nicht halb so gut gefiel, wie sie das angenommen hatte. Die anderen Gegenstände kamen ihr nun viel aufregender vor. Shawn hatte immer reisen wollen, ferne Familien in weitab gelegenen, unbekanntem Himmelsstrichen besuchen, Seen und Berge ansehen. Aber sie war zu jung gewesen, und als sie endlich die Schwelle zum Frauenalter überschritten hatte, wollte Creg sie nicht gehen lassen; sie sei zu langsam, sagte er, zu furchtsam, zu verantwortungslos. Sie sollte ihr Leben zu Hause verbringen, wo ihre mäßigen Fähigkeiten Carinhall am ehesten von Nutzen sein konnten. Selbst ihre schicksalsreiche Reise, die sie schließlich hierher geführt hatte, war nicht mehr als ein glücklicher Zufall gewesen: Lane hatte darauf bestanden, und Lane war von allen der einzige, der stark genug war, Creg zu widersprechen – Creg, der Stimme von Carin.

Doch Morgan machte für Shawn die Reisen möglich: Segelfahrten zwischen den Sternen. Wenn das blaue Feuer auf der eisigen Landschaft des Tiefwinters flackerte, das Geräusch aus dem Nichts ertönte und anschwell, höher und höher, rannte Shawn aufgeregt zum Fenster, wo sie mit steigender Ungeduld darauf wartete, daß das Farbflirren sich klärte. Morgan bescherte ihr alle Berge und Seen, von denen Shawn träumte, und noch vieles mehr. Durch das fehlerhafte Glas des Fensters entdeckte Shawn die Landschaften von allen Geschichten: Alt-Poseidon mit seinen verwitterten Docks und seinen Flotten aus silbernen Schiffen, die Wiesen von Rhiannon, die schwarzen Stahl-Gewölbetürme von ai-Emerel, die windreichen Ebenen und zerfurchten Hügel von Hoch-Navalaan und die Inselstädte Port Jamieson und Jolostar auf Jamiesons Welt. Shawn lernte

die Städte durch Morgan kennen, und auf einmal sah sie die Ruinen am Fluß mit ganz anderen Augen. Sie lernte andere Lebensformen und Gesellschaften kennen, erfuhr von Beamten und Gesetzen und Bruderschaften, von Aktiengesellschaften und Sklaverei und dem Militär. Die Carin-Familie kam Shawn nicht länger als der Beginn und das Ende menschlicher Beziehungen vor.

Von allen Orten, zu denen sie segelten, kamen sie am häufigsten nach Avalon, und Shawn lernte diese Welt am meisten lieben. Auf Avalon war der Landeplatz stets voller anderer Wanderer. Shawn konnte das Kommen und Gehen von Schiffen auf den Stäben aus blaßblauem Licht beobachten. Und in einiger Entfernung konnte sie die Akademie des Menschlichen Wissens entdecken, wo Kleronomas seine Geheimnisse deponiert hatte, um sie von Morgans Familie treuhänderisch hüten zu lassen. Die schroffen Glastürme erfüllten Shawn mit einem Verlangen, das eher einem Schmerz glich; einem Schmerz aber, nach dem sie sich sehnte.

Manchmal – auf vielen Welten, besonders aber auf Avalon - wollte es Shawn so scheinen, als sei ein Fremder gerade im Begriff, ihr Schiff zu betreten. Sie beobachtete aufmerksam, wie er sich näherte, wie er zielbewußt über die große Fläche lief, kein Schritt ließ einen Zweifel an seinem Ziel offen. Aber er kam nie an Bord, zu Shawns großer Enttäuschung. Außer Morgan gab es nie jemanden, der Shawn berührte oder mit ihr sprach. Das Mädchen dachte sich, daß Morgan die Besucher in spe wegzauberte oder aber sie mittels ihres bösen Blicks ihren Wünschen gefügig machte. Shawn konnte sich nicht für eine der beiden Möglichkeiten entscheiden. Morgan war so rätselhaft, daß möglicherweise beide zutrafen. Während eines

Mittagessens erinnerte sich Shawn an Jons Geschichte vom Kannibalenhaus. Erschreckt starrte sie auf das rote Fleisch, das sie aßen. Bei dieser Mahlzeit nahm sie nur noch Gemüse zu sich, und auch während der nächsten, bis sie endlich zu dem Schluß kam, daß sie sich kindisch aufführte. Shawn dachte daran, Morgan zu fragen, was aus den Fremden wurde, die kamen und vorher verschwanden, aber sie hatte zuviel Angst. Sie erinnerte sich an Creg, der explodierte, wenn man ihm die falsche Frage stellte. Und falls die ältere Frau wirklich die tötete, die das Schiff betreten wollten, wäre es nicht klug von Shawn, sie danach zu fragen. Als Shawn noch ein Kind gewesen war, hatte Creg sie nach ihrer Frage, warum die alte Tesenya nach draußen gehen und dort sterben sollte, ganz fürchterlich verdroschen.

Bei anderen Fragen, die Shawn zu stellen wagte, mußte sie feststellen, daß Morgan gar nicht darauf antwortete. Die ältere Frau sprach nie über ihre Herkunft oder die Quelle ihrer Nahrungsmittel, oder welche Zauberkraft das Schiff fliegen ließ. Zweimal wollte Shawn die Zaubersprüche erfahren, die das Schiff von Stern zu Stern bewegten, aber Morgan lehnte nur mit ärgerlicher Stimme ab. Und sie hatte auch noch andere Geheimnisse vor Shawn: Zimmer, die sich dem Mädchen nicht öffneten, Gegenstände, die sie nicht berühren durfte, und andere Dinge, über die Morgan gar nicht erst reden wollte. Von Zeit zu Zeit verschwand Morgan, wie es schien tagelang, und Shawn wanderte dann niedergeschlagen herum; und das Fenster zeigte nichts, was ihren Geist beschäftigen konnte, außer trägen Sternen, die nicht blinzelten. Bei der Rückkehr von solchen Ereignissen war Morgan immer düster und verschlossen. Aber nur wenige Stunden lang, und danach

gab sie sich ganz normal.

Bei Morgan unterschied sich »normal« sehr von anderen Leuten. Sie tanzte endlos im Schiff herum und sang vor sich hin, manchmal mit Shawn als Tanzpartnerin und manchmal allein. Sie unterhielt sich mit sich selbst in einer musikalischen Sprache, die Shawn nicht verstand. Andere Male trat sie dagegen so ehrwürdig wie eine alte Mutter auf, und dreimal so weise wie die Stimme einer Familie. Und dann wieder alberte und kicherte sie herum wie ein kleines Kind, das erst eine Jahreszeit lebte. Manchmal schien Morgan genau zu wissen, wer Shawn war, und andere Male verwirrte sie das Mädchen mit jener anderen Shawn Carin, die während der Versammlungen ihre Liebhaberin gewesen sein sollte. Morgan war sehr geduldig und sehr heftig, und sie unterschied sich von allen anderen Personen, die Shawn je kennengelernt hatte. »Du bist albern«, sagte Shawn ihr einmal. »Du wärest nicht so albern, wenn du in Carinhall leben würdest. Alberne Leute sind zu unvorsichtig und sterben, weißt du, und damit fügen sie ihren Familien Schaden zu. Jeder muß sich nützlich machen, und das tust du ganz und gar nicht. Creg würde es dir schon beibringen, dich nützlich zu machen. Du kannst froh sein, daß du nicht in Carinhall lebst.«

Morgan hatte Shawn daraufhin gestreichelt und sie mit traurigen, grauen Augen angesehen. »Arme Shawn«, hatte sie geflüstert. »Man war so grausam zu dir. Aber die Carins waren immer hart. Im Alynne-Haus ist das ganz anders. Dort hättest du geboren werden sollen, in Alynne.« Und danach sprach sie nie mehr über dieses Thema.

Shawn verschleuderte die Tage mit Überraschungen und die Nächte mit Liebe. Und an Carinhall dachte sie

immer weniger. Allmählich entdeckte sie, daß Morgan in ihren Augen so etwas wie ihre Familie geworden war. Mehr noch, sie begann Morgan zu vertrauen.

Bis zu dem Tag, da sie die Bitterblumen kennenlernte.

Shawn wachte eines Morgens auf und bemerkte, daß das Fenster voller Sterne und Morgan verschwunden war. Das bedeutete in der Regel eine lange, langweilige Wartezeit. Aber dieses Mal kehrte die ältere Frau schon zurück, als Shawn sich gerade über die Mahlzeit hermachte, die Morgan für sie bereitgestellt hatte. In den Händen trug die Frau blaßblaue Blumen.

Morgan war so aufgeregt; Shawn hatte sie noch nie zuvor in diesem Zustand gesehen. Morgan drängte das Mädchen, ihr halbbeendetes Frühstück stehenzulassen und zum #Feilager am Fenster zu kommen, damit sie Shawn die Blumen ins Haar flechten konnte. »Ich habe sie entdeckt, während du geschlafen hast, Kind«, sagte Morgan glücklich. »Dein Haar ist lang gewachsen. Vorher war es so kurz, so garstig abgeschnitten und häßlich. Aber jetzt bist du lange Zeit hier gewesen, und nun sieht es besser aus: es ist so lang wie meins. Die Bitterblumen werden es erst wirklich verschönen.«

»Bitterblumen?« fragte Shawn neugierig. »Nennst du sie so? Ich habe den Namen noch nie gehört.«

»Ja, Kind«, antwortete Morgan, während sie Shawns Haar büstete und arrangierte. Das Mädchen hatte ihr den Rücken zugewandt und konnte daher das Gesicht der älteren Frau nicht erkennen. »Die so kleinen blauen Pflänzchen heißen Bitterblumen. Sie blühen selbst in der bittersten Kälte, deshalb nannten sie sie so. Ursprünglich stammen sie von einer Welt namens Ymir, die furchtbar weit entfernt ist. Dort haben sie einen Winter, der fast so

lang und so kalt wie der unsrige ist. Die anderen Blumen kommen auch von Ymir, diejenigen, die rund um das Schiff in den Ritzen wachsen. Man nennt sie Frostblumen. Der Tiefwinter wirkte immer so öde und leer, daher habe ich sie angepflanzt, damit alles etwas hübscher aussieht.« Sie nahm Shawn an der Schulter und drehte sie herum. »Jetzt siehst du so aus wie ich«, sagte sie. »Geh und hol deinen Spiegel, damit du es selbst sehen kannst, #Carin-kind.«

»Er liegt dort drüben«, antwortete Shawn und ging um Morgan herum, um ihn zu holen. Ihr nackter Fuß trat in etwas Kaltes und Nasses. Sie fuhr erschreckt zurück, und das machte ein glitschendes Geräusch. Auf dem Fell hatte sich eine Pfütze gebildet.

Shawn runzelte die Stirn. Bewegungslos blieb sie stehen und blickte Morgan an. Die ältere Frau hatte ihre Stiefel noch nicht ausgezogen – sie tropften.

Und hinter Morgan zeigte das Fenster nur Schwärze und die fremden Sterne. Shawn bekam Angst; irgend etwas stimmte hier nicht. Morgan starrte sie besorgt an.

Shawn leckte sich über die Lippen, lächelte dann schüchtern und ging zum Spiegel.

Morgan zauberte die Sterne vor dem Schlafengehen weg; draußen herrschte die Nacht; doch es war eine freundliche Nacht und nicht die frostige Totenstarre des Tiefwinters. Belaubte Bäume wogten im Umkreis vom Schiff im Wind, und über allem stand ein Mond, der alles heller und freundlicher machte. Eine gute, sichere Welt, auf der man schlafen kann, sagte Morgan.

Shawn konnte nicht einschlafen. Sie saß Morgan gegenüber und starrte den Mond an. Zum ersten Mal, seit sie nach Morganhall gekommen war, dachte sie wie eine

Carin. Lane wäre stolz auf sie gewesen; Creg würde sie nur gefragt haben, warum sie so lange gebraucht hatte.

Morgan war mit einem Strauß Bitterblumen zurückgekehrt, und Stiefeln, die vor Schnee troffen. Aber draußen war das Nichts gewesen, nur die Leere, wie Morgan zu sagen pflegte, die den Raum zwischen den Sternen füllt.

Morgan hatte gesagt, das Licht, das Shawn im Wald gesehen hatte, wäre von den Feuern gekommen, die ihr Schiff bei der Landung ausgestoßen habe. Aber die dicken Frostblumenreben, die an den Schiffsbeinen entlang und um sie herum wuchsen, mußten schon seit Jahren dort wachsen.

Morgan wollte sie nicht hinauslassen. Morgan hatte Shawn alles durch das große Fenster gezeigt. Aber Shawn konnte sich nicht daran erinnern, ein Fenster gesehen zu haben, als sie *draußen* vor Morganhall gestanden hatte. Falls das Fenster wirklich ein Fenster war, wo waren dann die Blumen, die auch diese Fläche bedeckt haben mußten, und wo das Eis und der Schnee des Tiefwinters, die auf ihm lasteten?

Und der Name dieses Metallhauses war Morganhall, hatte Tesenya den Kindern erklärt, und die Familie, die dort lebte, war die Lügner-Familie, deren Speisen hohl und aus Träumen und Luft gemacht sind.

Shawn stand im Licht des Mondes auf und begab sich an den Platz, wo sie Morgans Geschenke verwahrte. Stück für Stück betrachtete das Mädchen sie, dann hob sie das schwerste Stück hoch, den gläsernen Windwolf. Es war eine große Skulptur, so schwer, daß Shawn beide Hände zum Heben brauchte: die eine griff an die bissige Schnauze, die andere um den Schwanz des Tieres.

»Morgan!« rief sie.

Schlaftrunken richtete Morgan sich auf und lächelte. »Shawn«, murmelte sie, »Shawn, mein Kind. Was willst du denn mit dem Windwolf?«

Das Mädchen trat näher und hob das Glastier hoch über ihren Kopf. »Du hast mich belogen. Wir sind niemals irgendwohin gefahren. Wir befinden uns immer noch in der Ruinenstadt, und es herrscht immer noch der Tiefwinter.«

Morgans Gesicht wurde düster. »Du weißt nicht, was du da sagst.« Zitternd kam sie auf die Füße. »Willst du mich mit diesem Ding da erschlagen, Kind? Davor habe ich keine Angst. Schon einmal hast du mich mit einem Schwert bedroht, und da hatte ich auch keine Angst vor dir. Ich bin Morgan, die Zauberin. Du kannst mir nichts anhaben, Shawn.«

»Ich will hier raus«, sagte Shawn. »Bring mir meine Waffen und meine Kleider, meine alten Kleider. Ich kehre nach Carinhall zurück. Ich bin eine Carin-Frau und kein Kind mehr. Du hast ein Kind aus mir gemacht. Bring mir auch etwas zu essen.«

Morgan kicherte. »So ernst und gewichtig. – Und wenn ich es nicht tue?«

»Wenn nicht«, sagte Shawn, »dann werfe ich das hier durch dein Fenster.« Zur Betonung hob sie den Windwolf.

»Nein«, sagte Morgan. Ihr Gesichtsausdruck war undefinierbar. »Das wirst du nicht tun wollen, Kind.«

»Und *ob* ich das will«, sagte Shawn, »außer du tust, was ich sage.«

»Du willst mich doch gar nicht verlassen, Shawn Carin. Nein, das willst du nicht. Wir lieben uns, erinnere dich daran. Wir sind eine Familie. Ich kann Zauberdinge für

dich tun.« Ihre Stimme zitterte. »Leg das weg, Kind! Ich zeige dir Dinge, die ich dir noch nie zuvor gezeigt habe. Es warten noch so viele Orte auf uns, wo wir zusammen hingehen können, und so viele Geschichten, die ich dir erzählen kann. Leg das weg!« Jetzt bat sie wirklich.

Shawn fühlte Triumph in sich aufsteigen; doch seltsamerweise traten ihr Tränen in die Augen. »Warum bist du so ängstlich?« fragte sie wütend. »Du kannst doch ein zerbrochenes Fenster mit deinen Zauberkünsten flicken, oder? Sogar ich kann ein Loch im Fenster flicken, und Creg sagt, ich sei nun wirklich zu kaum etwas nütze.« Die Tränen rannen ihr ganz still, ganz leise über die nackten Wangen. »Es ist warm draußen, das kannst du doch erkennen. Der Mond scheint so hell, daß man darunter arbeiten kann, und sogar eine Stadt liegt in der Nähe. Du könntest auch einen Glaser beauftragen. Ich verstehe einfach nicht, warum du solche Angst hast. Ja, wenn draußen Tiefwinter wäre, mit Eis und Kälte und Vampiren, die in der Dunkelheit jagen. Aber so ist es ja nicht.« »Nein«, sagte Morgan. »Nein.«

»Nein«, äffte Shawn sie nach. »Bring mir jetzt meine Sachen.«

Aber Morgan regte sich nicht. »Es waren nicht nur Lügen. Wirklich nicht. Wenn du bei mir bleibst, wirst du sehr lange leben. Ich glaube, es liegt am Essen. Aber die Tatsache an sich ist nicht erlogen. Vieles war wahr, Shawn. Ich wollte dich nicht wirklich belügen. Ich wollte nur das Beste, so wie es mir zuallererst ergangen ist. Ein bißchen muß man etwas vorgaukeln, das weiß doch jeder. Einfach vergessen, daß das Schiff sich nicht bewegen kann. Es ist besser so.« Morgans Stimme klang jung und eingeschüchtert. Sie war eine Frau, aber sie bettelte wie ein kleines Mädchen, im Tonfall eines

kleinen Mädchens. »Zerbrich das Fenster nicht. Das Fenster ist das magischste von allen Dingen. Es kann uns überall hinführen, fast zumindest. Bitte, *bitte* zerbrich es nicht, Shawn! Bitte nicht!«

Morgan erschauerte. Die bunten Stoffe, die sie trug, wirkten mit einemmal abgetragen und abgenutzt, und ihre Ringe funkelten nicht mehr. Sie war nur noch eine verrückte, alte Frau. Shawn ließ den schweren Glaswindwolf ein Stück sinken. »Ich will meine Kleider, mein Schwert und meine Skier. Und etwas zu essen. Bring mir alles, und dann werde ich möglicherweise dein Fenster nicht zerbrechen, Lügnerin. Hast du mich verstanden?«

Und Morgan, von der alle Magie gewichen war, nickte und tat, wie ihr befohlen. Shawn beobachtete sie schweigend. Sie wechselten nie mehr ein Wort miteinander.

Shawn kehrte nach Carinhall zurück und wurde dort alt.

Ihre Rückkehr war eine Sensation. Shawn entdeckte, daß sie länger als ein Standardjahr vermißt gewesen war, und jeder hatte geglaubt, sie sei mit Lane gestorben. Creg weigerte sich zuerst, ihre Geschichte zu glauben, und die anderen folgten ihm dabei. Bis Shawn ein Bündel Bitterblumen vorzeigte, die sie sich aus dem Haar gepflückt hatte. Selbst dann wollte Creg noch immer nicht die phantastischen Stellen ihrer Geschichte glauben. »Trugbilder«, schnaubte er, »alles nur Trugbilder. Tesenya hat die Wahrheit gesprochen. Wenn du noch einmal an die Stelle zurückkehrst, wirst du feststellen, daß das Zauberschiff verschwunden ist, ohne irgendeinen Hinweis zu hinterlassen, daß es jemals dort gestanden hat. Glaub es mir, Shawn!« Aber das Mädchen fand nie

heraus, ob Creg selbst von seinen Worten überzeugt war. Er gab neue Anordnungen aus, und kein Mann und keine Frau der Familie Carin gingen jemals wieder den Weg des Mädchens.

Die Verhältnisse in Carinhall änderten sich nach Shawns Rückkehr. Die Familie war kleiner geworden. Lanes Gesicht war nicht das einzige, das Shawn in der Runde vermißte. Die Nahrungsreserven waren während ihrer Abwesenheit sehr knapp geworden, und Creg hatte gemäß dem Familienbrauch die Schwächsten und Unnützesten nach draußen zum Sterben geschickt. Jon gehörte zu den Fehlenden, auch Leila war verschwunden; Leila, die so jung und stark gewesen war. Ein Vampir hatte sie vor drei Monaten überfallen. Aber die Trauer war nicht überall vorherrschend: Der Tiefwinter ging zu Ende. Und, in persönlicherer Hinsicht stellte Shawn fest, daß ihre Stellung innerhalb der Familie sich geändert hatte. Selbst Creg brachte eine Art groben Respekts für sie auf. Ein Jahr später, als das Tauwetter mit aller Macht einzog, gebar Shawn ihr erstes Kind, und es wurde als gleichberechtigt von der Carinhall-Versammlung bestätigt. Shawn nannte ihre Tochter Lane.

Shawn fügte sich gut in das Leben der Familie ein. Als die Zeit für sie kam, sich einen dauerhaften Beruf auszusuchen, wollte Shawn Händler werden. Zu ihrer Überraschung stellte sie fest, daß Creg sich nicht gegen ihren Wunsch aussprach, Rys übernahm Shawns Ausbildung, und nach drei Jahren bekam das Mädchen ein eigenes Aufgabengebiet zugeteilt. Ihre Arbeit führte sie oft und lange auf die Überlandstraßen. Als sie jedoch nach Carinhall zurückkehrte, war sie zu ihrer großen Überraschung zur beliebtesten Geschichtenerzählerin aufgestiegen. Die Kinder behaupteten, Shawn könnte die

besten Geschichten von allen erzählen. Der ewig praktische Creg meinte, ihre phantastischen Märchen gäben den Kindern ein schlechtes Beispiel ab und seien für sie ohne Lerneffekt. Aber zu dieser Zeit war Creg schon sehr krank, er war dem Hochsommerfieber zum Opfer gefallen, und seine Beschwerde wurde nicht mehr allzu ernst genommen. Wenig später starb er, und Devin wurde die Stimme von Carin, ein sanftmütigerer und gemäßigerer Führer, als Creg das gewesen war. Die Carin-Familie erlebte eine Ära des Friedens unter seiner Leitung, und ihre Anzahl wuchs von vierzig auf fast einhundert Personen.

Shawn war wiederholt seine Bettgefährtin. Ihre Lesekünste hatten nach langem Studium beachtliche Fortschritte erzielt. Devin rief sie eines Tages aus einer Laune heraus zu sich und zeigte ihr die Geheimbibliothek der Stimmen von Carin, wo jeder Leiter seit ungezählten Jahrhunderten eine Art Protokoll führte, indem er alle Vorkommnisse unter seiner Führung aufschrieb. Wie Shawn es erwartet hatte, hieß einer der dickeren Bände *Das Buch von Beth, Stimme von Carin*. Es war etwa sechzig Jahre alt.

Lane war das erste der neun Kinder von Shawn. Und Shawn hatte Glück: Sechs von den neun überlebten. Zwei wurden von Familienangehörigen gezeugt, und vier brachte sie auf Grund der Großen Versammlungen in die Familie ein. Devin lobte sie dafür, daß sie so viel frisches Blut nach Carinhall gebracht hatte. Eine spätere Stimme lobte sie für ihren außergewöhnlichen Erfolg als Händlerin. Sie kam viel herum, traf mit vielen Familien zusammen, sah Wasserfälle und Vulkane, aber auch Seen und Berge. Auf einem Carin-Schoner segelte sie um die halbe Welt. Sie hatte viele Liebhaber und genoß hohes

Ansehen. Jannis folgte Devin als Stimme von Carin, aber ihr wollte nichts richtig gelingen, sie war vom Unglück begleitet. Nachdem Jannis gestorben war, boten die Mütter und Väter der Familie Carin Shawn die Stellung an. Aber sie lehnte ab. Diese Position hätte sie nicht mit Befriedigung erfüllt. Trotz allem, was sie in ihrem Leben erlebt hatte, fühlte sie sich nicht sehr glücklich.

Sie hatte zu viele Erinnerungen im Kopf, und manchmal konnte sie nachts nicht einschlafen.

Während des vierten Tiefwinters ihres Lebens war die Familie Carin auf zweihundertsiebenunddreißig Personen angewachsen, ein ganzes Hundert davon Kinder. Aber das Wild wurde knapp, selbst für das dritte Jahr des Frostes war es knapp. Shawn sah schon deutlich die harte, kalte Zeit voraus, die im Anrücken war. Die Stimme war eine gütige Frau, der es schwerfiel, die Entscheidungen zu treffen, die getroffen werden mußten. Aber Shawn erkannte trotzdem das Unvermeidliche. Sie war die Zweitälteste in Carinhall. Eines Nachts stahl sie Nahrungsmittel – gerade genug, um zwei Wochen damit reisen zu können – und ein Paar Skier. Sie verließ Carinhall im Morgengrauen und ersparte der Stimme so, den unausweichlichen Befehl zu geben.

Shawn kam nicht so schnell voran wie damals in ihrer Jugend. Die Reise dauerte eher drei Wochen als zwei, und Shawn war dürr und schwach, als sie endlich die Ruinenstadt erreichte.

Aber das Schiff stand noch immer genauso da, wie sie es verlassen hatte.

Extreme Temperaturschwankungen hatten im Verlauf der Jahre das Gestein des Landeplatzes bersten lassen, und die fremden Blumen hatten von jeder noch so kleinen Öffnung Besitz ergriffen. Das Gestein war von

Bitterblumen übersät. Die Reben der Frostblumen, die sich um das Schiff rankten, waren auf die doppelte Stärke angewachsen. Shawn hatte sie dünner in Erinnerung gehabt. Die großen Blüten voller heller Farben schaukelten leise im Wind.

Doch sonst bewegte sich nichts.

Shawn umrundete das Schiff dreimal und wartete darauf, daß sich eine Tür auftat, daß jemand sie bemerken und heraustreten würde. Doch wenn das Metall ihre Ankunft bemerkt haben sollte, so machte es keine Andeutungen, dies kundzutun. Am anderen Ende des Schiffes – man konnte es nicht so ohne weiteres sehen - entdeckte Shawn etwas, das ihr zuvor nicht aufgefallen war. Eine Inschrift, verwittert, aber immer noch entzifferbar, bedeckt von Eis und Blumen. Shawn säuberte sie mit ihrem Langmesser von Eis und Reben, um sie entziffern zu können:

MORGAN die FEE  
Registration: Avalon 4763319

Shawn lächelte. Selbst der Name war eine Lüge gewesen. Aber das machte jetzt auch nichts mehr aus. Sie formte mit den behandschuhten Händen einen Trichter vor dem Mund.

»Morgan!« rief sie. »Ich bin's, Shawn.«

Der Wind blies ihr die Worte von den Lippen.

»Laß mich herein, Morgan! Belüge mich, Morgan, Zauberin! Es tut mir alles so leid. Belüge mich und mach, daß ich es glaube!«

Aber keine Antwort erfolgte. Shawn grub sich in einer Grube im Schnee ein und setzte sich hin, um zu warten. Sie war müde und hungrig, und die Dämmerung stand

bevor. Schon konnte Shawn die eisblauen Augen des Lenkers erkennen, die durch die dichter werdenden Schatten der Dämmerung herabstarrten.

Als Shawn endlich einschlief, träumte sie von Avalon.

*Aus dem Amerikanischen übersetzt von Marcel Bieger*

## Die Unzertrennlichen

Brand wachte im Dunkeln auf, er zitterte und schrie auf. Sein Engel kam zu ihm.

Auf weichen goldenen Flügeln schwebte sie über ihm und lächelte. Ihr Gesicht war ganz Unschuld, mädchenhaft lieblich. Die großen, bernsteinfarbenen Augen leuchteten klar, und das honiggelbe Haar tanzte geschmeidig in der Schwerelosigkeit. Ihr Körper war weiblich, glatt, schlank und perfekt. Eine Puppenfrau, in kleiner Stückzahl produziert.

»Brand«, sagte sie und blickte hinunter auf sein Schlafnetz, »zeigst du mir heute die Unzertrennlichen?«

Er lächelte ihr zu, seine Träume verblaßten. »Ja, Engel«, sagte er. »Heute, ganz bestimmt. Und jetzt komm zu mir.«

Aber sie wich seinem ausgestreckten Arm kokett aus. Ein goldener Schimmer belebte ihr scheinbar verschämtes Gesicht, und die Locken hüpfen wie seidene Federn. »Oh, Brand«, sagte sie. Als er fluchend das Schlafnetz öffnete, kicherte sie und schmollte süß. »Du darfst mich nicht haben«, sagte sie mit kindlicher Stimme. »Ich bin noch so klein.«

Brand lachte, langte nach dem nächsten Haltegriff, zog sich aus dem Netz und segelte dem Engel entgegen. Brand kam gut zurecht mit der Schwerelosigkeit. Zehn Jahre lang hatte er üben können. Aber der Engel hatte Flügel.

Sie wallten und kräuselten sich sanft, als der Engel zur Seite auswich. Brand rollte geschickt durch die Luft, landete mit den Füßen an der Wand und sprang sofort wieder ab. Mit einem dumpfen Schlag prallte er gegen die Decke und stöhnte laut auf.

»Ohh«, sagte sie. »Hast du dir weh getan, Brand?« Sie schwebte mit aufgeregten flatternden Flügeln neben ihm.

Er grinste und warf seinen Arm um sie. »Nein«, sagte er, »aber ich habe dich. Seit wann hält mich mein Engel zum Narren, eh?«

»Ach, Brand«, antwortete sie. »Es tut mir leid. Es war nur Spiel. Ich wäre schon von allein gekommen.« Sie versuchte, eine Leidensmiene aufzusetzen, aber trotz redlicher Mühe entwich ihr ein winziges Lächeln.

Leidenschaftlich umarmte er ihren sonderbar kühlen Körper. Sie schmiegte sich an, schlang ihre feinen Arme um ihn, und er küßte sie.

Frei schwebend und nackt liebten sie sich, und Brand genoß das sanfte Streicheln ihrer Flügel.

Als sie fertig waren, glitt Brand zum Kleiderspind, um sich anzuziehen. Der Engel schwebte mit matten Flügeln neben ihm. Die kleinen Brüste hatten immer noch den goldenen Hauch der Erregung.

»Du bist so *hübsch*«, sagte sie, als er in einen schwarzen Overall schlüpfte. »Warum verhüllst du dich, Brand? Warum kannst du nicht nackt bleiben wie ich, damit ich dich betrachten kann?«

»Menschen tun das halt, Engel«, antwortete er gelangweilt auf ihre schon so oft vorgetragenen Fragen. Mit einem metallischen Klicken hatten ihn seine Stiefel auf den Boden gezogen.

»Du bist wunderschön, Brand«, flüsterte der Engel, aber er nickte ihr bloß zu. Solche Komplimente kannte er nur von Engeln. Brand war Ende Zwanzig, aber er sah älter aus. Tiefe Furchen durchzogen die hohe Stirn, die dünnen Lippen wirkten verhärmt. Die Augen waren dunkel, die Brauen struppig, und das Haar lag in kurzen,

gestylten Löckchen eng am Kopf an.

Als er angezogen war, blieb er einen Augenblick reglos stehen und öffnete dann ein Schließfach in der Spindwand. Drinnen lag sein Amulett. Er nahm es heraus und starrte auf eine Scheibe aus poliertem, schwarzem Kristall, in dem unzählig viel winzige Silbersplitter eingeschlossen waren. Die stumpfe Silberkette, an der das Amulett hing, schwebte wie eine metallene Schlange seitlich in der Luft.

Er dachte zurück an früher, als die Kette mit dem Kristall, von der Schwerkraft angezogen, straff am Hals gehangen hatte. Damals war er nie ohne sein Amulett ausgegangen, genausowenig wie Melissa, die ein identisches Exemplar besaß. Auch jetzt wollte er es umlegen, aber in der Schwerelosigkeit baumelte der Stein lästig hin und her.

Schließlich streifte er sich seufzend die Kette über den Kopf. Er verdrehte und verknotete sie, bis der Kristall gesichert war. Jetzt lag die Kette zwar drückend eng am Hals, aber eine bessere Möglichkeit gab es nicht.

Der Engel sah ihm schweigend zu und zitterte ein wenig. Sie hatte ihn schon oft dabei beobachtet, wie er stundenlang im Schlafnetz saß, den schwarzen Kristall über sich schweben ließ und auf den erstarrten Tanz der eingeschlossenen Silbersplitter stierte. Seine Stimme war dann auf einem Tiefpunkt und seine Haltung schroff und abweisend. In solchen Augenblicken ging sie ihm aus dem Weg, um nicht beschimpft zu werden.

Aber jetzt trug er den Stein am Hals.

»Brand«, sagte der Engel, als ihr Geliebter zur Tür ging, »Brand, darf ich mitkommen?«

Er zögerte. »Später, Engel«, antwortete er. »Wenn die Unzertrennlichen da sind, ruf ich dich. Das versprech ich

dir. Aber bis es soweit ist, solltest du lieber hier unten bleiben und dich ein wenig ausruhen. Einverstanden?« Er rang sich ein Lächeln ab.

Sie schmollte. »Einverstanden«, sagte sie.

Draußen lag ein kurzer, hellerleuchteter Gang mit graumetalenen Wänden. Auf der einen Seite schloß er mit der verriegelten Luftschleuse zum Motorenraum ab, auf der anderen mit der Tür zur Kommandobrücke. Ein paar weitere Türen durchbrachen die ansonsten kahlen, nüchternen Seitenwände des Korridors: Zugänge zu den Stauräumen, Schirmgeneratoren und zur Kabine von Robi. Brand ging auf direktem Weg zur Brücke.

Robi saß angeschnallt vor dem Hauptkontrollpult und studierte mit gelangweiltem Gesichtsausdruck eine Reihe von Monitoren und Radarschirmen. Sie war eine kleine, rundliche Frau mit hohen Wangenknochen, grünen Augen und braunem, kurzgeschnittenem Haar. Eine andere Frisur wäre in der Schwereelosigkeit nur hinderlich gewesen. Natürlich, der Engel hatte langes Haar, aber sie war eben ein Engel.

Robi warf Brand ein müdes Lächeln zu, als er die Kabine betrat. Brand verzog keine Miene. Er war von Natur aus Einzelgänger und nur durch besondere Umstände gezwungen gewesen, einen Partner anzunehmen, um sein Schiff vollständig auszurüsten zu können. Mit Robis Erspartem waren die neu installierten Schutzschirme finanziert worden.

Er setzte sich in den zweiten Kommandosessel und legte die Gurte an. »Ich übernehme«, sagte er in geschäftsmäßigem Ton und blickte auf die Instrumente. »Der Kurs ist verändert worden«, stellte er ungehalten fest und sah sie an.

»Ein Blinkerschwarm«, sagte Robi und versuchte zu

lächeln. »Ich habe den Computer umprogrammiert. Die Blinker waren ganz in der Nähe. Eine halbe Standardstunde vom Kurs ab.«

Brand seufzte. »Jetzt hör mal zu, Robi«, sagte er. »Wir sind nicht auf Fang aus.« Seine Finger flogen über die Tastaturen, und auf den meisten Radarschirmen zeigten sich neue Muster. »Wir machen keine Jagd auf Prämien, klar? Wir fliegen zu den Sternen und kommen wieder zurück. Keine Umwege.«

Robi sah ihn verärgert an. »Brand, ich habe meine *Einhorn* verkauft, um in deinen Plan zu investieren. Aber eine Prämie nebenbei wäre nicht schlecht. Immerhin ist es möglich, daß deine Rechnung nicht aufgeht, oder? Und da wir sowieso zum Changling Jungle fliegen, können wir auch gleich einen oder zwei Finsterlinge mitnehmen, falls es gelingt, sie zu schnappen. Der Blinkerschwarm ist direkt über uns. Ein paar Finsterlinge müssen also in der Nähe sein. Was ist daran so schlimm?«

»Nein«, sagte Brand und löschte das Programm, das sie in den Computer gegeben hatte. »Wir sind zu nahe am Ziel, um uns jetzt noch von irgend etwas anderem ablenken zu lassen.« Er gab dem Computer neue Daten zur Kursänderung ein. Vor zwei Wochen hatte das auf *Triumphwagen* getaufte Raumschiff die Docks auf Triton verlassen, wo es überholt worden war. Ein paar Stunden vor ihnen kreiste Changling Jungle – eine künstliche Raumstation, ein Sprungbrett zum Pluto – um die ferne Sonne.

»Du bist stur und unvernünftig«, protestierte Robi. »Was hast du eigentlich gegen Geld?«

Brand wich ihrem Blick aus. »Nichts. Mit meinem Plan können wir soviel Geld scheffeln, wie wir nur wollen.

Warum gehst du nicht in deine Kabine und träumst von all dem Geld, in dem du bald schwimmen wirst?«

Schnaubend schleuderte sie auf dem Sessel herum, schnallte den Gurt ab und verließ wütend die Brücke. Wäre es möglich gewesen, eine Schiebetür zuzuschlagen, so hätte sie es getan.

Ohne aufzublicken erledigte Brand den Rest der Programmierarbeit. Er verschwendete kaum einen zweiten Gedanken an die Auseinandersetzung mit Robi. Seit dem Aufbruch von Triton hatten sie sich in den Haaren gelegen – wegen möglicher Prämien, wegen dem Engel und wegen ihm. Es kümmerte ihn nicht. Bis auf seinen Plan, Changling Jungle und die Sterne war ihm alles egal.

Nur noch ein paar Stunden. In der Nähe vom Jungle würden sie den Unzertrennlichen begegnen. Dort hielten sie sich oft auf.

Und irgendwie spürte Brand, daß er auch Melissa wiedersehen würde.

Unwillkürlich fuhr seine Hand an seinen Hals und streichelte sacht den kühlen, dunklen Kristall.

Früher hatten sie gemeinsam von den Sternen geträumt, ein Traum, den sie mit vielen teilten. Die Erde war überbevölkert, das Leben auf ihr verwaltet und fade. Die technische Entwicklung hatte den Menschen restlos unterjocht. Was an Liebe und Phantasie übriggeblieben war, spielte sich im Weltraum ab. Tausende lebten unter den Kuppeln von Luna. Landgewinnungsprojekte auf dem Mars waren in vollem Gang, und jeden Tag überfluteten neue Einwanderungsströme Lowelltown, Bradbury und Bur-roughs City. Auf Merkur war ein Laboratorium errichtet worden, kleine Pionierkolonien

hatten sich auf Ceres, Ganymed und Titan angesiedelt. Draußen am Komarov-Kreisel wurde das dritte Sternenschiff gebaut. Das erste war vor zwanzig Jahren mit einer Mannschaft aufgebrochen, die nicht für sich, sondern für ihre Kinder ein neues Leben in einer fernen Welt erhoffte.

Ja, es war ein gewöhnlicher Traum, geträumt von ungewöhnlichen Menschen.

Und sie konnten sich glücklich schätzen. Sie waren zur rechten Zeit geboren worden und hatten noch in den Kinderschuhen gesteckt, als die Hades-Expedition mit Kurs auf Pluto auf einen Blinkerschwarm gestoßen war. Dann waren die Finsterlinge über das Schiff hergefallen.

Zwölf Menschen hatten den Tod gefunden, doch für den jungen Brand war dieser Vorfall nicht mehr als eine gruselige Sensation gewesen.

Drei Jahre später hatten er und Melissa alle Nachrichten über die erstaunlichen Entdeckungen der zweiten – geglückten – Hades-Expedition verfolgt, jener mit den ersten primitiven Energieschirmen. Ein Crewmitglied namens Chet Adams war zu unsterblichem Ruhm gelangt.

Brand erinnerte sich an eine Nacht. Er und Melissa waren Hand in Hand über eine Außentreppe auf den höchsten Turm der Stadt gestiegen. Das endlose Lichtermeer der Stadt lag unter ihnen. Über ihnen funkelten die Sterne. Brand – der junge Brand mit dem glatten Gesicht und dem langen, gewellten Haar – hatte den Arm um Melissa gelegt und nach oben gedeutet.

Zum Himmel.

»Weißt du, was das bedeutet?« hatte er gefragt. Die Nachricht von Hades II war kurz zuvor zur Erde gelangt. »Die Sterne gehören jetzt uns. Alle. Wir brauchen nicht

mehr auf einem Sternenschiff zu sterben oder auf den Mars auszuweichen. Wir stecken nicht mehr in der Falle.«

Melissa mit dem rotgoldenen Haar hatte gelacht und ihn geküßt. »Glaubst du, man wird herausfinden, wie es funktioniert? Warum die Finsterlinge mit Überlicht-Geschwindigkeit fliegen können?«

Brand hatte sie fest an sich gedrückt und den Kuß erwidert. »Wen kümmerts? Natürlich, ein Überlichtschiff wäre nicht schlecht. Aber was soll's, wir können mehr haben. Wir können wie *er* sein, wie Adams, und die Sterne gehören uns.«

Melissa hatte genickt. »Warum ein Flugzeug fliegen, wenn man ein Vogel sein kann, nicht wahr?«

Fünf Jahre lang hatten sie gemeinsam von den Sternen geträumt. In der Zwischenzeit war Changling Jungle zu einer großen Station angewachsen, und die Unzertrennlichen segelten durch das All.

Robi kam zurück auf die Kommandobrücke, als Brand gerade den Hauptsichtschirm aktivierte. Überrascht sah sie ihn an und lächelte. Auf dem Schirm über ihnen waren Millionen tanzender, winziger Lichtpunkte zu sehen, in funkelndem Grün, Rot, Blau, Gelb und Dutzenden anderer Farben. Sterne? Nein. Wie an- und ausgehende Glühwürmchen schwirrten diese Punkte in einem chaotischen Gewimmel umher, und jedesmal, wenn einer das Schiff berührte, knisterten die Radargeräte.

Robi glitt auf ihren Sessel zu und gurtete sich fest. »Du hast also doch meinen Kurs beibehalten«, sagte sie und schien geschmeichelt zu sein. »Es tut mir leid, daß ich eben so wütend geworden bin.« Sie legte eine Hand auf

seinen Arm.

Brand schüttelte sie ab. »Spar dir den Dank. Wir sind auf meinem Kurs. Die Blinker haben sich angehängt.«

»Oh«, sagte sie. »Das hätte ich mir denken können.«

»Sie schwirren um uns herum«, sagte er. »Ein riesiger Schwärm. Mehrere Kubikmeilen groß.«

Robi blickte auf. Der Sichtschirm war voller hin und her flitzender Blinker. Die Sterne, die weißen, stillstehenden Lichter, waren kaum zu erkennen. »Wir steuern genau durch die Mitte«, sagte sie.

Brand zuckte mit den Schultern. »Das ist unser Kurs.«

Robi beugte sich vor und tippte ein paar knappe Order in den Computer. Sekunden später rollten rotleuchtende Zeichen über ihren Monitor. Empört blickte sie zu Brand hinüber. »Du hast nicht mal nachgesehen«, sagte sie. »Finsteringe, drei an der Zahl.«

»Wir sind nicht auf einem Beutezug«, antwortete er gelassen.

»Sie kommen auf uns zu, wollen quasi gefangen werden, und du schickst sie wieder weg? Außerdem, wenn wir nichts unternehmen, könnten sie sich durch das Schiff fressen.«

»Kaum. Der Schutzschirm steht.«

Robi schüttelte kommentarlos den Kopf. Die Finsteringe mieden Schiffe mit aktiviertem Schutzschirm. So konnte man sie also nicht fangen. Aber das hatte Brand auch nicht vor.

»Sieh dir das an«, sagte Brand.

Der Sichtschirm war plötzlich wieder leer. Nur eine Handvoll Sterne und zwei oder drei verirrte Blinker morsten eine traurige Botschaft in Blau und Rot. Der Schwärm hatte sich verzogen. Aber dann kam er wieder in Sicht. Weit entfernt, mit konstanter Geschwindigkeit

kleiner werdend, ein schnell flüchtender Nebel aus Licht.

Brand peilte den Schwärm mit dem Sichtgerät an. Robi schaltete auf maximale Vergrößerung. Der Nebel breitete sich aus, bis er den gesamten Bildschirm ausfüllte.

Die Blinker flohen vor ihren Feinden, sausten mit einem für den *Triumphwagen* oder andere Raumschiffe unerreichbaren Tempo davon. Ihre Geschwindigkeit war annähernd die von Licht. Sie selber bestanden schließlich zum größten Teil aus Licht, aus einer einzigen Zelle und einer mikroskopisch kleinen Energiehülle, die intensive, sichtbare Strahlungen abgab.

Trotz der großen Reichweite des Sichtgerätes waren die Blinker nach knapp einer Sekunde vom Bildschirm verschwunden. Zu schnell hatten sie unüberschaubare Weiten erreicht.

Robi wollte etwas sagen, hielt es aber zurück. Statt dessen streckte sie den Arm aus und krallte die Finger in Brands Ellenbogen. Im Sichtfenster verfinsterten sich plötzlich die Sterne.

Man kann Finsterlinge nicht wirklich sehen, aber Brand glaubte sie genau zu kennen. Oft genug waren sie in seinen Träumen und Phantasien aufgetaucht. Sie erreichten fast die Größe eines Menschen und bestanden aus pulsierender, schwarzer Energie, die nur selten im sichtbaren Spektrum abstrahlte und nur dann geortet werden konnte, wenn Materieteilchen in ihrer Sphäre verschwanden.

Sternenlicht, das die Finsterlinge durchstrahlte, wurde gebrochen und abgeschwächt.

Genau das war nun auf dem Sichtschirm zu beobachten. Brand sah aufmerksam hin. Für einen kurzen Augenblick glaubte er gesehen zu haben, wie ein winziger Splitter in der Finsterlingmasse das trübe

Sonnenlicht reflektierte und silbern aufblitzte. Die alte Furcht erwachte, und Brand spürte, wie sich ihm die Kehle zuschnürte. Doch der Finsterling blieb in sicherer Entfernung. Außerdem waren die Schutzschirme aktiviert.

Robi blickte zu Brand hinüber. »Sieh nur«, sagte sie. »Er besteht praktisch darauf, daß wir ihn fangen. Laß uns die Schirme einholen. Was kann schon passieren?«

Brands Gesicht wurde schreckensblaß. »Er weiß Bescheid«, sagte er, ohne sich über die eigenen Worte im klaren zu sein. »Hinter den Blinkern war er nicht her. Er ahnt etwas von unseren Absichten. Ich sage dir, er ahnt etwas.«

Robi sah ihren Kollegen verwundert an. »Was ist los mit dir?« fragte sie. »Es ist doch bloß ein Finsterling. Komm. Fangen wir ihn.«

Brand versuchte, seine Furcht zurückzudrängen, die Hadesfurcht, die Berufskrankheit der Finsterlingjäger. Als Energiewesen fraßen sie Materie. Wie die Blinker fegten sie Staub und Gas von den Rändern des Sonnensystems. Sie fuhren wie Sichel durch Blinkerschwärme und hinterließen schwarze Gräben in dem lebendigen Lichtermeer. Und trafen sie auf vereinzelte Metallteile, so war auch dies Nahrung für sie. Mit einem geräuschlosen, grellen Blitz wurde Materie in Energie verwandelt. Ein weißglühendes Fressen.

Ungezählte Male, jedesmal wenn Brand vor dem Computer saß und die Entladung der Schutzschirme vorbereitete, hatte ihn die Furcht gepackt. Ohne den Schirm war der Fallensteller auf Gedeih und Verderb dem Finsterling ausgeliefert. Kam er langsam und bedächtig auf seine träge Metallmahlzeit zu, hatte der Fallensteller gewonnen. War der Finsterling erst einmal

in erreichbarer Nähe, lud sich der Schutzschirm wieder auf und umhüllte das Schiff wie eine zweite Haut. Weiter draußen bildete sich im selben Moment eine kugelförmige Schirmfalle und hielt den Finsterling gefangen.

Aber ein Finsterling war *schnell*...

Blinker erreichten Lichtgeschwindigkeit. Finsterlinge ernährten sich von Blinkern. Sie flogen schneller.

Kam ein Finsterling zu schnell auf ein Schiff zugeschossen, so war es für Menschen oder Computer unmöglich, rechtzeitig den Schutzschirm aufzuspannen. Viele Fallensteller hatten auf diese Weise das Leben verloren. Das ungeschützte Schiff der ersten Hades-Expedition war an mehreren Stellen durchlöchert worden.

»Laß mich den Finsterling fangen«, bettelte Robi von neuem. Brand sah sie schweigend an. Sie war Fallensteller, genau wie er. Sie hatte so oft wie er die Furcht überwinden müssen und Glück gehabt. Trotzdem, vielleicht würde sie diesmal das Glück verlassen.

Er schnallte den Gurt los, stand auf und blickte auf sie hinab. »Nein«, sagte er. »Das Risiko ist zu groß. Wir sind kurz vorm Ziel. Laß ihn in Frieden. Und geh keine Handbreit vom Kurs ab, hörst du? Ich kümmere mich jetzt um den Engel.«

»Brand!« rief Robi. »Verdammt. Bring das Ding bloß nicht hierher, verstehst du? Und...« Aber er war schon verschwunden.

Frustriert wandte sie sich dem Sichtschirm zu und beobachtete den Finsterling.

Ob er schlief oder wachte, immer wieder tauchte die gleiche Vision vor seinen Augen auf, als Traum oder

Erinnerung.

Zu viert waren sie in der Changling-Station, diesem Kreis der Wiedergeburt. Die Station sah aus wie ein riesiger Reifen, hell erleuchtet, abgeschirmt. Um sie herum lagen Schiffe – Fallenstellerschiffe mit Beute; Köderschiffe, herbeigeschleppt von ängstlichen Fallenstellern; Frachtschiffe von Triton; Kurierschiffe von der Erde, Luna oder dem Mars – mit Bewerbern für die Fusion zum Unzertrennlichen. Und herrenlose Schiffe. Hunderte von schlecht ausgerüsteten, durchlöcherten, abgestellten und ausgeschlachteten Maschinen füllten den Jungle wie eine Müllhalde.

Zwischen den Schiffen bewegten sich die Unzertrennlichen.

Die Luftschleuse, in der die vier ihre Raumanzüge anlegten, war mit einem Fenster versehen. Von hier aus konnte man alles gut überschauen und sich die ganze Sache noch einmal durch den Kopf gehen lassen. Brand, Melissa und ein pummeliges, blondes Mädchen namens Canada Cooper standen gemeinsam in der Luftschleuse und schauten hinaus auf den Jungle und die Unzertrennlichen. Canada lachte. »Ich hab sie mir anders vorgestellt«, sagte sie. »Sie sehen ja aus wie Menschen, nackte Menschen draußen im All.«

So war es. Einige von ihnen standen auf den Rümpfen verlassener Schiffe, doch die meisten glitten verspielt im Vakuum umher, bleich im Sternenlicht. Melissa zählte vierzehn insgesamt.

»Beeilt euch«, hatte ein Regierungsbeamter gesagt. Brand konnte sich kaum mehr an das Aussehen des Mannes erinnern, aber die Stimme war ihm noch sehr gegenwärtig; diese harte, schnarrende Stimme, die seit dem Abflug von der Erde nichts als Befehle erteilt hatte.

Brand, Melissa und Canada, die drei Kandidaten, waren ihrem Traum treu geblieben und nach bestandener Prüfung ausgewählt worden. Mit ihren zwanzig Jahren hatten sie das optimale Alter für eine erfolgversprechende Fusion; das jedenfalls behaupteten einige Experten. Adams war bei seiner Fusion, der ersten überhaupt, fast dreißig gewesen.

Brand erinnerte sich an Melissa, schlank und frisch in dem weißen Overall, dessen Reißverschluß nicht ganz geschlossen war. Zwischen ihren sonnengebräunten Brüsten hing der Kristananhänger, von der künstlichen Schwerkraft der rotierenden Station angezogen. Das rotblonde Haar, ihr ganzer Stolz, war zu einem Knoten zusammengefaßt. Sie hatte es für ihr Leben zwischen den Sternen lang wachsen lassen.

Sie küßten sich, bevor sie ihre Helme aufsetzten.

»Ich liebe dich«, sagte sie, »für immer.« Und er antwortete mit denselben Worten.

Dann gingen sie gemeinsam mit Canada und dem Regierungsbeamten nach draußen, über die Außenhaut von Changling Station bis an den Rand der Arena, dem inneren Freiraum des Reifens, der energiegeladenen, abgeschirmten Mitte der Anlage, dem Ort, wo Träume wahr werden.

Brand, der junge Brand, blickte in den Abgrund und lächelte. Dort unten waren nichts als Sterne. Ein Sprung würde endgültig sein, aber das schreckte ihn nicht zurück.

»Du zuerst«, sagte der Regierungsbeamte zu Melissa. Sie warf Brand einen letzten Kuß zu und machte sich auf in die Arena.

Weit kam sie nicht. Drei Finsterlinge waren unter dem Energiezelt eingeschlossen. Kaum hatte Melissa den

Schutzschirm passiert, kam ein Finsterling auf sie zu. Der Anblick prägte sich tief in Brands Gedächtnis ein. Er sah Melissa, wie sie quer über die Arena davonglitt. Und dann der Blitz.

Ein plötzliches, grelles Aufblitzen, und schon war alles vorbei. Der Vorgang dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde, aber in seiner Erinnerung, in seinen Träumen zog er sich in die Länge. Zunächst flackerte Melissas Raumanzug auf und war verschwunden, dann warf sie in einem stummen Schrei den Kopf zurück, die Kleider verbrannten auf ihrem Körper, und schließlich löste sich auch die Kette mit dem Kristall in gleißendes Licht auf. Nackt, von einem Feuerkranz umgeben, trudelte sie durch das All. Sie atmete nicht mehr.

Aber sie lebte.

Eine Symbiose von Mensch und Finsterling, ein Ding aus Materie und Energie, ein Alien, ein neugeborenes Wesen mit dem Verstand eines Menschen und der Geschwindigkeit eines Finsterlings. Melissa gab es nicht mehr.

Er brannte darauf, zu ihr zu kommen. Lächelnd lockte sie ihn. Ein Finsterling war auch für ihn da. Brand würde in ihn hineintauchen, fusionieren, um mit Melissa zu den Sternen zu fliegen, schneller als jedes Raumschiff, schneller als Licht. Die Galaxis gehörte ihnen. Vielleicht sogar das Universum.

Aber der Regierungsbeamte hielt ihn zurück. »Sie ist als nächste dran«, sagte er. Die dralle Canada sprang ohne zu zögern los. Sie kannte natürlich die Risiken, aber sie war eine Träumerin, so wie alle anderen, die sich bewarben. Brand hatte während der gemeinsamen Tests und der Reise ihren grenzenlosen Optimismus kennengelernt.

Sie trieb auf Melissa zu und streckte ihre Hand aus. Das Sprechfunkgerät war eingeschaltet. »Hey«, sagte sie, wie sich Brand erinnern konnte. »Meiner ist langsam. Stellt euch vor, ein langsamer Finsterling!« Sie lachte. »Hey, mein kleiner Finsterling, wo bist du? Komm zu Mama. Komm und laß mich eintauchen, du kleiner...«

Dann: ein kurzer, schriller Schrei.

Und Canada explodierte.

Zunächst flammte natürlich ein Blitz auf. Aber aus ihm kam kein Unzertrennlicher hervor. Canada war zurückgewiesen worden. Drei Viertel aller Kandidaten wurden abgelehnt und verzehrt. Normalerweise verschwanden in solchen Fällen die Unglücklichen mit einem Schlag.

Aber dieser Finsterling hatte bloß den Oberkörper Canadas abgetrennt. Die Beine rotierten nach der Explosion wie ein Propeller durch den Raum. Das Blut gefror.

All dies dauerte nur eine Sekunde, weniger als ein Herzschlag, eine Pause zwischen zwei Atemzügen. Dann wieder ein Blitz. Und Leere. Nur noch Melissa, wartend, das Lächeln vom Gesicht verschwunden.

»Pech«, hatte der Regierungsbeamte gesagt. »Dabei waren ihre Testergebnisse nicht schlecht. Jetzt bist du an der Reihe.«

Brand blickte hinüber zu Melissa und den Sternen. Aber sowohl die Sehkraft als auch sein Traumbild schienen verlorengegangen zu sein. Statt dessen schwebte ihm Canadas Schicksal vor Augen.

»Nein«, hatte er in einem plötzlichen Anfall von Angst gesagt.

Anschließend war er in die Station gegangen, wo er sich hatte übergeben müssen. Wenn er träumte, wurde er,

am ganzen Körper zitternd, aus dem Schlaf gerissen.

Brand ließ Robi mit ihrem Finsterling allein und suchte Trost bei seinem Engel.

Dieses Wesen mit den weichen Flügeln, halb Mädchen, halb Frau, wartete schon auf ihn, wie immer, und freute sich auf seine Gesellschaft. Singend lag sie im Schlafnetz und kam sofort auf ihn zugeflogen, als er hereinkam.

Er küßte sie innig, während sie ihre Flügel um ihn legte. Gemeinsam trudelten sie lachend durch die Kabine. In ihrer Umarmung schwand alle Furcht dahin. Sie verlieh ihm Kraft, Zuversicht und Mut. Sie betete ihn an und war leidenschaftlich, ja sogar leidenschaftlicher als Melissa.

Wie die Unzertrennlichen, so war auch der Engel ein Wesen des Alls. Unter Schwerkraftverhältnissen versagten ihre Flügel, und innerhalb eines Monats würde sie unweigerlich sterben. Selbst in der Schwerelosigkeit hatten Engel nur eine kurze Lebenserwartung. Sie war sein dritter Engel, gezüchtet von Bioingenieuren, die genau wußten, wieviel ein Fallensteller für angenehme Gesellschaft zu zahlen bereit war. Da diese Wesen geklont wurden, glichen sie sich alle nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrer zierlichen, betörenden, engelhaften Einfalt.

Der Tod konnte für ihre Liebe keine Bedrohung darstellen. Streit genausowenig oder Untreue. Wenn Brand in ihren Armen ruhte, wußte er, daß sie immer für ihn dasein würde.

Danach lagen sie nackt und träge im Schlafnetz. Der Engel knabberte an seinem Ohr, kicherte und streichelte ihn mit weichen Händen und noch weicheren Flügeln. »Woran denkst du, Brand?« fragte sie.

»An nichts, Engel. Mach dir keine Sorgen.«

»Oh, *Brand*.« Sie sah ihn mürrisch an.

Er mußte lächeln. »Na schön. Ich dachte gerade daran, daß wir immer noch leben. Und das heißt, Robi hat offensichtlich den Finsterling in Ruhe gelassen.«

Der Engel erschauerte und drückte sich fest an ihn. »Oh, du machst mir Angst. Sprich nicht vom Sterben.«

Er spielte lächelnd mit ihrem Haar. »Ich habe doch gesagt, du sollst dich nicht sorgen. Ich laß dich schon nicht sterben, Engel. Ich habe schließlich versprochen, dir die Unzertrennlichen zu zeigen, erinnerst du dich? Und die Sterne. Wir fliegen heute zu den Sternen, genau wie die Unzertrennlichen.«

Der Engel kicherte erleichtert. Sie war leicht zu versöhnen. »Erzähl mir von den Unzertrennlichen«, sagte sie.

»Das habe ich doch schon so oft getan.«

»Ich weiß. Aber ich höre dir so gerne zu. Und außerdem finde ich diese Wesen so *hübsch*.«

»Ja, in gewisser Weise sind sie es auch. Sie sind zwar kalt und keine Menschen mehr, aber irgendwie doch hübsch. Sie bewegen sich sehr schnell und können in Räume vorstoßen, in denen andere Naturgesetze herrschen. Nenn es fünfte Dimension, Hyperraum oder wie du willst...«

Aber der Engel sah ihn nur mit großen, fragenden Augen an.

Brand lachte. »Ich vergaß, mit den Begriffen kannst du ja nichts anfangen. Nun, nenn es Märchenland, Engel. Die Unzertrennlichen haben ungeahnte Kräfte, wie die Finsterlinge, und mit diesen Kräften, diesem Zauber gelingt es ihnen, schneller als das Licht zu fliegen. Wir sind ohne diesen Zauber nicht annähernd so schnell,

verstehst du?«

»Warum?« fragte sie und lächelte naiv.

»Hmmm. Nun, das ist eine lange Geschichte. Ein Mann namens Einstein hat einmal gesagt, daß wir dazu nicht in der Lage sind, Engel, und dieser Mann war *sehr klug*, und...«

Sie schmiegte sich an ihn. »Ich wette, du könntest schneller als das Licht fliegen, wenn du nur wolltest, Brand.« Sie schlug mit den Flügeln, und das Schlafnetz schaukelte sanft.

»Nun, das will ich ja«, sagte er. »Mit dem Ziel sind wir unterwegs, Engel. Du scheinst klüger zu sein, als du aussiehst.«

Sie versetzte ihm einen kleinen Stoß. »Ich bin *schrecklich klug*«, sagte sie schmollend.

»Ja«, lachte er. »Ich habe nichts anderes behauptet. Willst du nun mehr von den Unzertrennlichen erfahren oder nicht?«

Sie war plötzlich wieder kleinlaut und sagte: »Ja.«

»Na schön. Also, wie ich schon sagte, die Unzertrennlichen kennen einen Zauber, einen Trick. Nun wissen wir, daß sie Materie bewegen können – feste Dinge, Engel, wie das Schiff zum Beispiel, mich oder dich; aber auch Gas und Wasser, verstehst du? Energie ist etwas anderes. Die Finsterlinge bestehen bis auf ein paar kleine Materiesplitter aus Energie. Bei den Unzertrennlichen ist das Verhältnis etwas ausgeglichener. Kluge Leute glauben nun, daß sie über die Finsterlinge hinter das Geheimnis der Unzertrennlichen kommen können. Dann wäre es möglich, ein schnelles Schiff zu bauen. Aber bisher hat es keiner geschafft, einen Finsterling zu untersuchen, denn er ist ja fast ausschließlich Energie und kaum an einem Ort zu

halten, verstehst du?«

»Ja«, log der Engel mit ernster Miene.

»Wie dem auch sei, die Unzertrennlichen führen nicht nur Energie und kleine Materieteilchen mit sich, sondern auch die einstigen Körper des menschlichen Symbioseanteils. Aber das verstehst du wohl nicht, oder? Tja, mit anderen Worten... Verflixt, hör einfach zu. Die Unzertrennlichen können nur sich und das, was in ihrer Energiesphäre oder Aura eingeschlossen ist, fortbewegen. Stell dir einfach einen weiten Umhang vor, Engel. Alles, was unter diesen Umhang gesteckt werden kann, fliegt mit.«

Sie kicherte. Die Vorstellung eines weiten Umhangs machte ihr sichtlich Laune.

Brand seufzte. »Die Unzertrennlichen sind für uns so etwas wie Botschafter. Sie fliegen hinaus zu den Sternen, unglaublich schnell, und berichten uns, welche Sonnen Planeten haben und wo Welten zu finden sind, auf denen es sich gut leben läßt. Draußen, in anderen Systemen, haben sie Schiffe von fremden Wesen entdeckt. Von dem, was sie uns über diese Wesen erzählen, können wir viel lernen. Außerdem halten die Unzertrennlichen Verbindungen zwischen unseren Raumschiffen aufrecht, indem sie hin und her pendeln. Unsere Schiffe sind immer noch sehr langsam, Engel. Wir haben mindestens schon zwanzig auf die Reise geschickt, aber nicht einmal das erste konnte bisher sein Ziel erreichen.«

»Die Unzertrennlichen haben all diese Schiffe eingeholt, nicht wahr?« unterbrach der Engel. »Das hast du einmal erwähnt, ich erinnere mich.«

»Ja, Engel«, antwortete er. »Ich brauche dir wohl nicht zu erzählen, wie überrascht diese Raumfahrer waren. Viele von ihnen waren Söhne und Töchter von Leuten,

die ihrerseits die Erde zu einer Zeit verlassen hatten, als es noch keine Unzertrennlichen gab. Von Blinkern und Finsterlingen wußte man damals noch nichts. Aber inzwischen halten die Unzertrennlichen die Schiffe von zwei Generationen miteinander in Kontakt und überbringen Botschaften oder sogar kleinere Frachtgüter. Wenn wir einmal Kolonien gründen sollten, werden sie auch auf diese Weise miteinander verbunden.«

»Aber die Unzertrennlichen sind gelähmt«, warf der Engel ein.

»Ja«, fuhr Brand lächelnd fort, »dafür, daß sie sagenhafte Geschwindigkeiten erreichen, sind sie sonderbar gelähmt. Sie können auf keinem Planeten landen. Die Schwerkraft wäre tödlich für sie. Deshalb wagen sie sich auch nur ungern über die Umlaufbahn des Saturn hinaus in die Nähe der Sonne. Blinker und Finsterlinge dringen nicht einmal so weit in unser System vor. Die Unzertrennlichen müßten sich regelrecht zwingen. Das ist also einer der Nachteile.

Außerdem sind die Menschen selbst bestrebt, schneller als das Licht zu fliegen. Sie wollen Schiffe bauen und Kolonien gründen. Wem es also gelingt, so schnell zu sein wie die Unzertrennlichen, ohne mit einem Finsterling fusionieren und die entsprechenden Risiken und Nachteile auf sich nehmen zu müssen, nun, der kann eine Menge Geld machen. Und berühmt werden. Und die Sterne erreichen.«

»Du schaffst es schon, Brand«, sagte der Engel.

»Ja«, sagte er. Seine Stimme klang plötzlich ernst.  
»Deshalb sind wir hier, Engel.«

»Nein.«

Das Wort verfolgte ihn bis in seine Träume hinein. Mit

diesem Nein hatte er den Sternen und Melissa den Rücken zugekehrt.

Doch er konnte sich nicht dazu durchringen, zurück zur Erde zu fliegen. Melissa war mit ihrem ersten Auftrag zu den Sternen unterwegs. Brand liebte sie immer noch, er konnte die Hoffnung nicht aufgeben, wieder mit ihr zusammenzukommen. Aber eine neue Chance wurde ihm verweigert. Es gab mehr Kandidaten als Finsterlinge, und Brand war in der Abschlußprüfung durchgefallen.

Eine Zeitlang arbeitete er in der Changling Station. Dann heuerte er auf einem Frachtschiff an, das zwischen Triton und dem Jungle pendelte, und ließ sich als Raumfahrer ausbilden. Nach zwei Jahren hatte er genug gespart, um sich selbständig zu machen. Mit einem zusätzlichen Darlehen möbelte er eins der im Jungle abgestellten Wracks auf und wurde Fallensteller.

Sein Plan stand fest. Wenn ihm die Regierung keine neue Chance bot, so mußte er sie selbst ergreifen. Er wollte einen Finsterling jagen, einfangen und dann nach draußen gehen, um zu fusionieren. So würde er schließlich doch noch mit Melissa zusammenkommen. Brand, der Unzertrennlliche. Ja, er würde zu den Sternen gelangen.

Ein guter Fallensteller konnte sich mit vier Fängen im Jahr ein Leben im großen Stil erlauben. Sechs Fänge machten ihn reich. Aber Brand war kein guter Fallensteller, und oft suchte er monatelang vergeblich nach Beute. Das Dunkel des Alls wurde nur von einzelnen fernen Lichtern und Blinkerschwärmen durchbrochen, und die Einsamkeit ließ sich nur durch die feste Hoffnung auf Melissa und die Erfüllung seines Traumes erdulden.

Im Anfang besuchte sie ihn manchmal, wenn sie nicht

gerade einen Auftrag zu erledigen hatte. Beim ersten Mal war er während einem der endlosen Streifzüge durch das plötzliche Aufglimmen des Radars auf sie aufmerksam gemacht worden. Sie schwebte draußen vor dem Schiff und lächelte ihm über den Sichtschirm zu. Daraufhin hatte er die Luftschleuse geöffnet und sie hereingelassen.

Aber keiner ihrer Besuche war für Brand wirklich befriedigend. Sie konnte mit ihm weder essen noch trinken. Schließlich war sie eine Unzertrennlliche und ernährte sich von Staub, Blinkern und Abfällen, die sie wie die Finsterlinge in Energie umwandelte.

Sie konnte zwar den atmosphärischen Druck im Schiff aushalten, aber nur mit Mühe und Überwindung. In der Enge der Kabine fiel es ihr schwer, die Aura unter Kontrolle zu halten und die Luftmoleküle, die sie von allen Seiten bedrängten, unbeeinflusst zu lassen.

Bei ihrem ersten Besuch hatte Brand versucht, sie zu küssen und ihren geschmeidigen Körper an sich zu drücken. Sie ließ ihn gewähren, aber ihre Haut war kalt und ihre Zunge wie aus Eis. Später versuchte er hartnäckig, mit ihr zu schlafen, doch es klappte nicht.

Bald gab er es auf. Wenn sie während seiner Reisen zu ihm aufs Schiff kam, hielt er bloß ihre glatte Hand und redete mit ihr.

»Mach dir nichts draus, Brand«, hatte sie ihm damals in den ersten Tagen seiner Fallenstellerkarriere gesagt. »Ich wollte mit dir schlafen, ja, dir zu Gefallen. Aber ich bin jetzt eine andere. Das mußt du verstehen. Mit dem Sex ist es so wie mit dem Essen, weißt du? Beides sind menschliche Bedürfnisse. Aber ich habe weder auf das eine noch das andere Hunger. Wenn du deine Fusion hinter dir hast, wirst du es einsehen. Mach dir keine Sorgen. Da draußen triffst du auf Dinge, die ein paar

kleine Opfer wert sind. Die Sterne, Liebster. Du solltest die Sterne sehen. Ich fliege zwischen ihnen herum und... oh, Brand, es ist einfach herrlich! Beschreiben kann man es nicht. Du mußt es selber fühlen. Wenn ich in andere Räume vorstoße, ist das All nicht mehr schwarz. Dann tauche ich in ein Meer von Farben. Es umspült mich von allen Seiten. Und das *Gefühl* dabei! Es ist... wie ein Orgasmus, Brand, einer, der ewig andauert und nicht nur einen Teil von dir, sondern den ganzen Körper durchbraust. *Das ist* ein Leben! Und dir begegnen Dinge, von denen nur die Unzertrennlichen wissen. Den Menschen erzählen wir nur einen Bruchteil von dem, was wir sehen, nämlich das, was sie verstehen können. Aber darüber hinaus gibt es noch viel, viel mehr. Du glaubst Musik zu hören, Brand, und Rufe von weit her, von Sternen in der Mitte der Galaxis. Ich glaube, je länger man im All ist, desto stärker werden die Rufe. Sie kommen aus der Richtung, in die der erste Unzertrennliche geflogen ist. Wenn ich mich recht erinnere, war Adams sein menschlicher Name. Dorthin verschwinden auch manchmal die älteren Unzertrennlichen, die es leid sind, für Menschen den Botschafter zu spielen. Sie fliegen in die Galaxismitte. Oh, Brand, ich wünschte, du könntest mit mir kommen. Es wäre die Erfüllung unserer Träume. Beeil dich, Liebster, tu mir den Gefallen und fang einen Finsterling.«

Und obwohl ihm eiskalte Schauer über den Rücken liefen, nickte Brand und versprach ihr, einen Finsterling zu fangen.

Was er dann auch tat.

Aber zum zweiten Mal packte ihn die Angst. Brand blickte auf den Radarschirm, als ein schriller Alarm die Nähe eines Finsterlings ankündigte. Fünfmal nahm er

Anlauf, um den Knopf zu drücken, der die Schutzschirme außer Betrieb setzte. Fünfmal schreckte er im letzten Augenblick davor zurück. Immer wieder tauchte Canada vor seinen Augen auf, ihre rotierenden Beine. Und er mußte an Hades I denken.

Aber die Sehnsucht nach Melissa war schließlich doch stärker als die Angst, und er drückte den Knopf. Langsam kam der Finsterling näher. Warum sollte er sich auch beeilen? Schließlich hatte er es nicht mit einem lichtschnellen Blinkerschwarm zu tun, sondern nur mit totem Metall, das träge durch den Raum kroch.

Erleichtert fing Brand ihn ein. Aber als er den Raumanzug anlegte, überkam ihn wieder die Angst.

Er kämpfte mit aller Macht dagegen an. Eine Stunde lang stand er zitternd in der Luftschleuse und versuchte vergeblich, den Helm überzustülpen. Er konnte die Hände nicht ruhig halten und mußte sich zweimal übergeben. Schließlich war ihm endgültig klar, daß er nie den Mut aufbringen würde zu fusionieren.

Er schleppte seinen Fang zum Changling Jungle, um die Prämie zu kassieren. Die Station bot ihm den Standardpreis, aber es meldete sich noch ein anderer Interessent, ein Mann im mittleren Alter, der auf eigene Faust mit einem alten Frachtschiff angereist war. Wie er versuchten jährlich Dutzende von Gleichgesinnten, die Behörden auf diese Weise zu umgehen. Brand verkaufte ihm den Finsterling und sah, wie der hoffnungsvolle, aber unvorbereitete Träumer zu Tode kam.

Wieder wurde ein herrenloses Schiff zum Jungle überführt, wo es zusammen mit all den anderen Wracks, den Trümmern von Träumen um die Station kreiste.

Brand verkaufte denselben Finsterling zum zweiten Mal, und zwar an die Changling Station. Als Melissa

einen Monat später erneut zu Besuch kam, erzählte er ihr von der Geschichte. Er hatte einen Wutausbruch, Streit und Tränen erwartet. Aber sie sah ihn nur sonderbar gleichgültig an. Dann bat er sie, für immer bei ihm zu bleiben.

»Wir sollten zur Erde zurückkehren«, sagte er. »Du könntest dich auf einer Erdumlaufbahn aufhalten. Vielleicht gelingt es sogar ein paar Wissenschaftlern, die Fusion rückgängig zu machen. Man wird sich über die Gelegenheit, dich zu untersuchen, bestimmt freuen. Vielleicht kannst du ihnen dabei helfen, #Oberlicht-Schiffe zu bauen. Auf jeden Fall wären wir zusammen.« Seine Worte klangen wie das erregte Gestammel eines Kindes.

»Nein«, sagte Melissa, ohne lange zu überlegen. »Du verstehst mich nicht. Lieber würde ich sterben.«

»Du sagst, du liebst mich. Dann bleib auch bei mir.«

»Oh, Brand. Ich habe dich geliebt. Aber die Sterne gebe ich nicht auf. Ihnen gehört jetzt meine Liebe, mein Leben, alles. Ich bin eine Unzertrennlliche, Brand; du bist bloß ein Mensch. Die Dinge haben sich geändert. Wenn du nicht fusionieren willst, geh zurück zur Erde. Das ist der Ort für Menschen, für dich. Aber ich bin zwischen den Sternen zu Hause.«

»*Nein!*« schrie er, um nicht weinen zu müssen. »Dann bleibe ich auch hier draußen und gehe weiter auf Jagd. Ich liebe dich. Melissa. Du kannst mich nicht wegschicken.«

Für einen Moment sah sie traurig aus. »Wenn du willst, besuche ich dich wieder, sobald ich Zeit habe.«

Sie hielt ihr Versprechen. Aber mit den Jahren wurden ihre Besuche immer seltener. Brand erkannte sie oft nicht wieder. Sie hatte zwar noch die Figur einer

Zwanzigjährigen, aber ihr goldbrauner Körper war bleich geworden. Ihr einst rotblondes Haar schillerte silbrigweiß, und ihre Augen wurden immer ausdrucksloser. Wenn sie mit ihm in der Nähe von Changling Station zusammentraf, waren ihre Gedanken meist woanders. Sie sprach von Dingen, die er nicht verstand, von anderen Unzertrennlichen, die er nicht kannte, von Wünschen, die seine Vorstellungen überstiegen. Und er langweilte sie mit Neuigkeiten von der Erde und den Menschen.

Zu guter Letzt waren nichts als Erinnerungen übriggeblieben, denn Melissa kam nicht mehr.

Robi rief ihn per Bordfunk, und Brand zog sich schnell an. »Wie ist es?« fragte der Engel. »Kann ich jetzt mitkommen?«

»Ja«, sagte er und setzt wieder sein freundlichstes Lächeln auf. »Ich werde dir jetzt die Unzertrennlichen zeigen. Und dann nimm ich dich mit zu den Sternen.«

Sie flog hinter ihm her, durch die Tür, den Korridor entlang zur Kommandobrücke.

Als sie eintraten, blickte Robi auf. Sie sah mürrisch aus. »Du hast mir offensichtlich nicht zugehört. Ich will dein Schoßtierchen nicht auf der Brücke sehen. Kannst du mit deinen Perversionen nicht in der Kabine bleiben?«

Robis Ärger ließ den Engel erzittern. »Sie mag mich nicht, Brand«, sagte sie zaghaft.

»Immer mit der Ruhe. Ich bin ja da«, entgegnete er. Und dann, Robi zugewandt: »Du machst ihr Angst. Sei still. Ich habe versprochen, ihr die Unzertrennlichen zu zeigen.«

Robi warf ihm einen wütenden Blick zu und schlug auf den Schalter des Sichtschirms. Der Monitor flammte auf.

»Bitte schön«, zischte sie.

Der *Triumphwagen* hatte den Jungle erreicht. Brand zählte ein gutes Dutzend Wracks in unmittelbarer Umgebung. In einer Ecke des Monitors war Changling Station zu erkennen, umringt von Fallenstellerschiffen. In der Mitte des Bildschirms drehte sich ein großes Rad, die Versorgungsstation Hades IV mit ihren Bars und Vergnügungshallen.

In der Nähe von Hades schwebte eine etwa sechsköpfige Gruppe von Unzertrennlichen, die von weitem nur als weiße Punkte auszumachen waren. Andere, die in geringerer Entfernung durch den Raum trieben, konnte man deutlicher erkennen. Sie sprachen miteinander, selbst im Vakuum der solaren Randzone. Durch einen einfachen Willensakt gelang den Unzertrennlichen die Umwandlung ihrer dunklen Aura in sichtbare Spektren. Ihre Sprache bestand aus Lichtzeichen.

Robi hatte bereits Kurs auf die Unzertrennlichen genommen. Brand nickte dem Engel zu und deutete auf den Bildschirm. »Die Unzertrennlichen«, sagte er.

Der Engel kreischte vor Vergnügen, flog näher heran und drückte die Nase gegen den Schirm. »Sie sind so *klein*«, sagte sie und flatterte aufgeregt mit den Flügeln.

»Vergrößere die Brennweite«, sagte Brand zu Robi, doch sie ignorierte ihn. Brand schnallte sich auf dem Sessel neben ihr fest und tat es selbst. Der Engel strahlte, als die Unzertrennlichen in doppelter Größe zu sehen waren.

»Wir werden in fünf Minuten dicht bei ihnen sein«, sagte Brand.

Robi tat so, als habe sie nichts gehört. »Du bist mir ein Rätsel, Brand«, sagte sie ernst und verhalten, damit der

Engel nichts mitbekommen konnte. »Männer, die sich Sexattrappen zulegen, sind entweder krank, verkrüppelt oder impotent. Aber warum du? Du machst doch einen ganz normalen Eindruck auf mich. Warum brauchst du einen Engel, Brand? Was hast du gegen Frauen?«

»Mit Engeln kommt man leichter aus«, knurrte Brand. »Und sie tun, was man ihnen sagt. Hör auf, an mir herumzukritteln, und schalte die Signallichter ein. Ich möchte mit unseren Freunden da draußen reden.«

Robi sah ihn finster an. »Reden? Warum? Einfangen sollten wir sie. Hier schwirren genug herum...«

»Nein. Ich will jemanden finden, jemand Besonderes. Ihr Name war Melissa.«

»O je«, sagte Robi. »Engel und Unzertrennlische. Du solltest es mal zur Abwechslung mit einem Menschen versuchen, Brand. Könnte vielleicht nicht schaden, verstehst du?« Doch während sie dies sagte, hatte sie die Signallichter in Funktion gebracht.

Und Brand funkte hinaus in den Raum. Einer der Unzertrennlichen reagierte und war kurz darauf verschwunden. »Sie kommt«, sagte Brand zuversichtlich. »Sie kommt, trotz allem.«

Der Engel flatterte mittlerweile aufgeregt in der Kommandokabine herum und berührte alles, was in ihre Reichweite kam. Normalerweise war ihr der Zutritt zur Brücke nicht erlaubt.

»Beruhige dich«, sagte Brand zu ihr. Sie flog ihm glücklich entgegen und kuschelte sich auf seinen Schoß.

»Was tun die Unzertrennlichen nur?« fragte sie und legte einen Arm um seine Schulter. »Werden sie uns ihre Tricks verraten, Brand? Fliegen wir zu den Sternen?«

»Bald, Engel«, antwortete er. »Bald...«

Dann tauchte Melissa plötzlich auf dem Bildschirm

auf. Brand überkam ein kalter Schauer.

Ihre Haut war kreideweiß geworden. Das silbrig leuchtende Haar umkränzte ihren Kopf wie ein Lichthof. Aber sonst war sie dieselbe geblieben. Sie hatte immer noch die straffen Kurven einer Zwanzigjährigen und das Gesicht, an das sich Brand erinnerte.

Er scheuchte den Engel vom Schoß und bediente ein paar Schalter auf der Konsole.

Draußen fingen die Sterne an zu flackern. Der helle Punkt der fernen Sonne verdunkelte. Die Schiffe im Jungle, das Hadesrad, Changling Station, alles wurde mit einemmal blasser. Nur Melissa und die anderen Unzertrennlichen blieben unverändert.

In der Kugelfalle gefangen.

Robi lächelte und öffnete den Mund, um zu sprechen. Aber Brand brachte sie mit einem Blick zum Schweigen, noch bevor sie ein Wort gesagt hatte. Mit den Signallichtern rief er Melissa. Als sie antwortete, setzte er den Schutzschirm außer Betrieb, um sie hereinzulassen.

Er traf sie im Korridor vor der Luftschleuse. Robi war auf der Brücke zurückgeblieben.

Brand und Melissa standen sich in drei Meter Abstand gegenüber, ohne zu grüßen oder auch nur zu lächeln.

»Brand«, sagte Melissa endlich. Sie musterte ihn aus eisigblauen Augen. Ihr Gesicht war kühl und gefaßt, und die Stimme war so heiser wie nie zuvor. »Du... was hast du vor? Wir sind doch keine... keine Finsterlinge. Warum fängst du uns?« Sie sprach stotternd und schwerfällig.

»Hast du zu reden verlernt, Melissa?« sagte Brand, während hinter ihm die Tür zur Brücke aufglitt und der Engel herausflatterte.

»Oh«, sagte sie zu Melissa. »Du bist *hübsch*.«

Melissa bedachte sie nur mit einem kurzen Blick und wandte sich dann wieder Brand zu. »Ja, manches verlernt. Zehn Jahre, Brand. Mit den Sternen, den Sternen. Nicht... ich bin kein Mensch mehr. Ich bin älter geworden, alt für einen Unzertrennlichen. Mein... mein Ruf kommt bald.« Sie stockte. »Warum hast du uns gefangen?«

»Das ist eine neue Art Schirm, Melissa«, sagte Brand lächelnd. »Ist es dir nicht aufgefallen? Der Schirm ist *dunkel*. Eine neue Entwicklung von der Erde. An der Schirmforschung wurde einiges getan, und ich habe mich laufend informiert. Mein Plan, der mich schon seit langem beschäftigt, scheiterte bisher nur an den untauglichen Schirmen. Was mir jetzt zur Verfügung steht, stellt eine beträchtliche Verbesserung dar. Und ich bin der erste, der die Konsequenzen dieser Verbesserung durchschaut.«

»Verbesserung. Konsequenzen.« Aus Melissas Mund klangen die Worte seltsam, fremd. Sie sah ihn verständnislos an.

»Wir werden gemeinsam zu den Sternen fliegen, Melissa.«

»Brand«, sagte sie. Einen Augenblick lang schien ihre Stimme ein fast menschliches Zittern angenommen zu haben. »Gib's auf, Brand. Laß ab... von mir. Und den Sternen. Das sind... alte Träume, sie haben dich versauern lassen. Kannst du es nicht einsehen?«

Der Engel schwebte im Korridor auf und ab. Sie wagte sich immer näher an Melissa heran, offensichtlich fasziniert und zugleich befremdet von diesem unzertrennlichen Wesen.

Brand ignorierte den Engel und sah Melissa an, dieses entrückte, matte Ebenbild des Mädchens, das er einst

geliebt hatte. Aber er unterdrückte den sentimentalsten Gedanken. Sie war eine Unzertrennlige, und er würde durch sie die Sterne erreichen.

»Du kannst mich zu den Sternen bringen, Melissa, und nach mir auch andere. Es ist an der Zeit, daß ihr Unzertrennligen mit uns armen Menschen das Universum teilt.«

»Uns als Antrieb benutzen?« fragte sie.

»Du könntest...«

Der Engel unterbrach ihn: »Oh, laß mich mit ihr reden. Ich will es ihr erklären. Ich weiß wie. Du hast es mir ja gesagt. Ich erinnere mich. Laß mich mit ihr reden.« Sie hatte ihre wilden Kreisflüge eingestellt und schwebte zwischen den beiden.

Brand grinste. »Na schön. Sag's ihr.«

Der Engel drehte sich lächelnd um die eigene Achse. Mit aufgeregten Flügelschlägen schien sie ihre Worte betonen zu wollen. »Es ist so wie mit Pferden«, erklärte sie. »Die Finsterlinge sind wie Pferde. Das hat Brand mir erzählt. Und die Unzertrennligen sind wie Pferde mit Reitern. Aber Brand hat den Triumphwagen, und die Unzertrennligen werden ihn ziehen.« Sie kicherte. »Brand hat mir ein Bild von einem Triumphwagen gezeigt. Auch von einem Pferd.«

»Mit einem Triumphwagen zu den Sternen«, sagte Brand. »Ich mag dieses Bild. Oh, ich weiß, es scheint einem Zeichentrickfilm entliehen zu sein, aber die Berechnungen stimmen. Du kannst Materie transportieren. Ein paar von deiner Art, eingeschlossen unter einem dunklen Schirm, reichen aus, um das ganze Schiff zu bewegen.«

Melissa starrte ihn an, wich zurück und schüttelte langsam den Kopf. Ihr silbernes Haar schimmerte.

»Sterne«, sagte sie matt. »Brand. Der Mittelpunkt... die Gesänge. Freiheit, Brand. Wovon wir geträumt haben. Brand, sie würden nie... es geht nicht... das dürfen wir nicht... man kann uns nicht *einsperren*.«

»Das habe ich aber getan.«

Der Engel flog an Melissas Seite, ermutigt durch ihr plötzliches Schweigen. In einer kindisch schüchternen Geste streckte sie die Hand nach ihr aus und stellte überrascht fest, daß das Phantom aus festem Stoff bestand. Melissa legte einen Arm um sie, ohne die Augen von Brand abzuwenden. Der Engel lächelte, seufzte und schmiegte sich an sie.

Brand schüttelte den Kopf.

Plötzlich blickte der Engel mit gereizter Miene auf. »Das ist kein Pferd, sondern eine Person.« Dann lächelte sie wieder heiter. »Und so *hübsch*.«

Ein langes Schweigen trat ein.

Die Tür zur Brücke glitt hinter ihm zu. Robi wartete. »Nun?« fragte sie.

Wortlos durchquerte Brand die Kabine, schnallte sich auf dem Sessel fest und blickte auf den Monitor. Melissa war nach draußen unter die finstere Kuppel des Fallenschirms zu den anderen Unzertrennlichen zurückgekehrt. Sie sprachen in einem wilden Stakkato von farbigen Lichtblitzen miteinander. Brand sah eine kurze Zeit zu, langte dann mit der Hand auf das Instrumentenpult und drückte einen Knopf.

Die Sterne leuchteten wieder kalt und hell, und das Hadesrad strahlte auf.

Bevor Robi ein Wort sagen konnte, waren die Unzertrennlichen davongeflogen, schneller als der *Triumphwagen* jemals fliegen würde. Nur Melissa

verweilte noch einen kurzen Augenblick. Aber dann war auch sie verschwunden. Übrig blieben nur die verlassenen Wracks.

»Brand!«

Er lächelte Robi an und zuckte mit den Schultern. »Ich hab es einfach nicht übers Herz gebracht. Wir hätten sie nie mehr nach draußen lassen können. Sie wären wie Tiere, Zugtiere eingesperrt gewesen.« Er sah verlegen aus. »Aber ich schätze, das sind sie nun mal nicht. Menschen sind sie auch keine mehr. Tja, wir wollten immer mit fremden Wesen in Kontakt kommen. Wer hätte gedacht, daß wir selbst welche erzeugen würden?«

»Brand«, sagte Robi. »Unsere Investitionen. Wir *müssen* jetzt unseren Plan durchführen. Wie wär's, wenn wir Finsterlinge für uns einspannen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Wie sollten wir uns ihnen verständlich machen? Nein. Ich schätze, ohne die Unzertrennlichen ist nichts zu machen.«

Er sah sie schweigend an. Sie starrte auf den Sichtschirm, Empörung und Verbitterung spiegelten sich auf ihrem Gesicht. »Ich werde dich entschädigen«, sagte Brand und berührte vorsichtig ihre Hand. »Wir gehen jetzt auf Beute aus. Dafür sind wir gut ausgerüstet.«

Robi sah ihn an. »Wo ist der Engel?« fragte sie, eine Spur weniger verärgert.

Brand seufzte. »In meiner Kabine«, antwortete er. »Ich habe ihr eine Kette zum Spielen gegeben.«

*Aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael Windgassen*

## COPYRIGHTVERMERKE

»In the House of the Worm«, Copyright © 1976 by Terry Carr. Originally appeared in *The Ides of Tomorrow* (Little, Brown 1976). Used by permission of the author. Übersetzung Copyright © 1985 by Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/Main, Berlin, Wien

»Bitterblooms«, Copyright © 1977 by Baronet Publishing Company. Originally appeared in *Cosmos*, November 1977. Used by permission of the author. Übersetzung Copyright © 1981 by Wilhelm Heyne Verlag, München

»Fast Friend«, Copyright © 1976 by George R. R. Martin. Originally appeared in *Faster Than Light* (Harper & Row 1976). Used by permission of the author. Übersetzung Copyright © 1985 by Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/Main, Berlin, Wien